Das

heilige römische Reich

deutscher Nation

von

C. A. Bonath.

Osterburg 1868.
G. Doeger'sche Hof-Buchhandlung.

Bonath

Das heilige römische Reich deutscher Nation

von

C. A. Bonath.

Osterburg 1868.
G. Doeger'sche Hof-Buchhandlung.

Das heilige römische Reich deutscher Nation.

Vorwort.

Nachstehendes ist entstanden aus einer Reihe von Vorträgen, welche Verfaßer schon vor Jahren auf Veranlaßung der bekannten Festrede H. von Sybels über die neuern Darstellungen der deutschen Kaiserzeit in einem Kreise wißenschaftlich gebildeter Männer gehalten hat. Sie waren ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Wenn sie nun doch noch nach Jahren, nur wenig verändert und überarbeitet, an die Oeffentlichkeit treten, so hat das seinen Grund vorzugsweise in der jetzigen Lage der Dinge in unserm deutschen Vaterlande. Vielleicht hilft diese kleine geschichtliche Arbeit mit dazu, manche unklare und falsche Vorstellung in Bezug auf das einheitliche Band, welches sich früher im Kaiserthume um das deutsche Volk geschlungen hat, zu klären und zu beseitigen und einer nüchternen und gerechteren Auffaßung der jetzigen Lage der Dinge Platz zu machen. Letzteres thut uns mehr als je noth.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums durch Karl den Großen.

Die Zeit des Menschengeschlechtes, welche wir für gewöhnlich die alte Geschichte nennen, arbeitet wie ihre Denkmäler und Bauten so auch ihre Staaten nach colossalen Dimensionen. Ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit in Sitte, Sprache und Religion sucht sie die Völker zusammenzuzwingen in einen großen Weltstaat und weiß nichts von einem berechtigten Nebeneinanderbestehen und freiem Entwickeln der Nationalitäten. Sie müht sich gleichsam ab, mit Gewalt die verlorene Einheit des Menschengeschlechts wieder herzustellen, aber nicht so, daß etwa die zusammenzuschmelzenden Völker je von ihrer Besonderheit einiges zu Gunsten der Gesammtheit aufgeben sollen, sondern so, daß das eine Volk allen übrigen seine Eigenthümlichkeit aufzuzwingen und ihre besondere Eigenthümlichkeit möglichst zu vernichten sucht. Auf diese Weise entstehen die großen Weltreiche der Assyrer, Aegypter, Babylonier und Perser; aber das Bestehen derselben ist ein verhältnißmäßig kurzes; denn gar zu bald verzehren sich die Kräfte dieser Völker im gewaltigen Ringen, die von der Natur selbst gesetzten Schranken zu durchbrechen, und ohnmächtig sinken sie in sich selbst zusammen und verschwinden gänzlich von dem Schauplatze der Geschichte.

Andere Staatenideale scheinen mit dem Auftreten der Griechen in der Weltgeschichte sich geltend machen zu wollen. Von Haus aus allen größeren Staatenbildungen abhold, haben sie ihr politisches Leben in einer

Reihe kleiner Freistaaten entwickelt und für die Selbständigkeit und Freiheit ihrer Nationalität einen gewaltigen Kampf auf Leben und Tod mit dem persischen Weltreiche gekämpft. Aber auch sie können sich nicht zu der Anerkennung einer berechtigten freien Entwicklung der Nationalitäten neben und unter einander erheben, auch ihnen bleibt die Einheit des Menschengeschlechtes trotz aller Verschiedenheit etwas verborgenes, und bald sehen wir sie, die Kämpfer für Nationalität und Selbständigkeit, sich auch aufmachen, um unter Führung des macedonischen Alexander die Welt zu einer macedonisch-griechischen zu machen.

Noch schneller, als die Bestrebungen der früheren welterobernden Völker scheitern die ihrigen, und der griechisch-macedonische Einheitsstaat zerfällt schon mit dem Tode Alexanders unter blutigen Kämpfen in sich. Aber noch ist damit nicht das Ende solcher Bestrebungen überhaupt gekommen; denn schon hat sich ein anderes Volk gefunden, welches dieselben von neuem aufzunehmen und zu verwirklichen gedenkt, die Römer. Von Natur mit gewaltiger Kraft ausgerüstet, ist diesem Volke von Alters her ein feststehender Glaubenssatz, daß es von der Vorsehung bestimmt sei, alle Völker bis an das Ende der Erde einem Gesetze zu unterwerfen, und diesem Glaubenssatze opfert es Alles, selbst seine politische Freiheit. Lieber eine Monarchie und die Herrschaft über die Erde, als eine Republik und ein Ablassen von der Welteroberung. Aus der Geschichte der früheren welterobernden Völker hatten sie ebenso wenig etwas gelernt, als andere Völker daraus etwas zu lernen scheinen; die Ursachen, daß jene mit ihren Plänen gescheitert waren, fanden auch sie gewiß viel eher in allem andern, als in der Natur der Dinge selbst. Und sie waren glücklicher in ihren Bestrebungen, als die früheren Völker; denn der ungeheure Erfolg römischer Waffen brachte nach und nach von den Ufern des Euphrat bis zu den Säulen des Herkules und von dem Sandmeere der Sahara bis zu den Gestaden der Nordsee ein Gesetz und ein Recht zur Geltung und machte die Welt römisch. Je weiter sich allerdings die Grenzen des großen Reiches ausdehnten, desto hinfälliger wurde dasselbe im Innern; aber der Glaube an die ihm von der Vorsehung gegebene Weltaufgabe blieb. Erschüttert wurde dieser Glaube auch nicht, als das Christenthum unter Konstantin Staatsreligion wurde und die Bildsäulen der Götter in den Staub stürzte, durch deren Beistand Roms Macht über den Erdkreis ausgebreitet war; vielmehr gab das Christenthum diesem Glauben noch neue Nahrung und Kräftigung. Freilich wollte das Christenthum von einer Bevorzugung der einen Nationalität vor der andern, von einem Mehr oder Minderwerth des einen Menschen vor dem andern, wie ihn die frühere Zeit geltend macht, nichts wissen, ihm waren alle Völker gleichberechtigt und alle Menschen Gottes Kinder; ja, es wollte die Verschiedenheit der Völker nach Sprache, Sitte und Gesetz nicht einmal aufheben,

obwohl es den Ursprung derselben in einer Gott mißfälligen That fand (dem Thurmbau zu Babel); vielmehr ging sein Bestreben darauf hinaus, diese nun einmal vorhandenen Besonderheiten geistig zu durchdringen und zu läutern und so einer höheren, auf Anerkennung einer Gleichberechtigung ruhenden Einheit entgegenzuführen. Nichts destoweniger hatte es einen Punkt, an welchem sich seine Weltanschauung mit dem Glauben der Römer an ihre geschichtliche Mission berührte und bald zusammenschmolz; es stellt nemlich die Einheit der christlichen Kirche als einen nicht zu bezweifelnden Glaubenssatz hin, und sein Stifter hatte selbst die dereinstige endliche Vereinigung aller Menschen unter einem Haupte verheißen. Sollte diese Einheit der Kirche auch eine geistige sein, so suchte doch die Zeit, bei ihrem Hange, das Uebersinnliche im Sinnlichen faßbar zu haben, auch bald eine sinnlich wahrnehmbare Form dafür zu schaffen; war auch die Wiederherstellung der Einheit des Menschengeschlechts nur als Endziel aller Dinge hingestellt, so konnte man sich doch nicht enthalten, dieselbe schon jetzt mit eigenen Kräften anbahnen zu wollen. So kam es, daß die Kirche von vornherein gern auf den Lieblingsgedanken der Römer einging und durchaus nicht mit Ungunst auf das sah, was das alte Römerreich gleichsam schon für die dereinstige volle Verwirklichung seiner Verheißungen vorgearbeitet hatte. Ja, aus dem „Gleichsam" wurde bald ein „Gewiß", und es dauerte gar nicht lange, so galten die Ordnungen des römischen Reiches den Christen des römischen Reiches als die unvergänglichen, ewig festen Ordnungen Gottes, bestimmt für alle Menschen, und der römische Kaiser als der von Gott selbst gesetzte Herr der Welt. Mit der Ausbildung dieser Anschauung vom römischen Kaiserthume und seinen Institutionen war aber zugleich eine wunderbare Wandlung im innersten Wesen desselben vor sich gegangen, die von großer Bedeutung für die Folgezeit wurde. Bisher war nemlich der Kaiser nichts weiter als der glückliche Prätorianerfeldherr gewesen; immermehr aber machten sich von jetzt ab die Vorstellungen des alten Testaments in der Kirche geltend; in den theokratischen Monarchien eines David und Salomo sah man bald die Ideale aller weltlichen Herrschaft, und was diese bei dem Volke des alten Bundes gewesen waren, das sollten nun die römischen Kaiser in der Christenheit sein. So wurde aus den römischen Kaisern eine Art alttestamentlicher Priesterkönige, eine Umwandlung, die sich um so leichter vollzog, als Diocletian schon durch seine neuen Staatseinrichtungen den Weg dazu gebahnt hatte. So erlitt die Idee römischer Weltherrschaft durch das Christenthum eine bedeutende Umgestaltung; sie erhielt nun einen ganz andern, viel gewaltiger auf die Geister wirkenden Inhalt; handelte es sich vorher nur um gleiches Recht und Gesetz für alle Menschen, so handelte es sich jetzt auch um die gleiche Religion, um das tiefinnerlichste und heiligste im Menschenleben. Nun erschienen auch

die ganzen staatlichen Ordnungen des Römerreiches in einem vollständig andern Lichte als bisher; hatte man sie bis dahin als die vollkommensten Institutionen angesehen, welche der Menschengeist erdacht hatte, so sah man nun in ihnen unmittelbar göttliches, und jeder, der sich gegen sie auflehnte, lehnte sich gegen Gott auf.

Doch das neue Priesterkaiserthum vermochte der Wucht germanischer Schwerthiebe nicht zu wiederstehen und nahm wenigstens im Abendlande nur zu bald ein jämmerliches Ende. Mit der Vernichtung des abendländischen Kaiserthums war aber auch die Einheit des Abendlandes dahin. Die siegreichen Germanen, welche ähnlich den Griechen, aller größeren Staatenbildung abgeneigt waren und die unbeschränkte Freiheit des Individuums aller größeren politischen Machtentfaltung nach außen, wie sie eben nur bei großen, fest zusammengeschlossenen Reichen stattfinden kann, vorzogen, hatten es unter sich nie zu einem Einheitsstaate bringen können. Auch auf den Trümmern des römischen Weltreiches gründeten sie nicht ein neues germanisches Weltreich, sondern nur eine Vielheit germanischer Staaten mit verschiedenen Gesetzen und Einrichtungen und im fortwährenden Kampfe unter einander. Wir können uns denken, daß die Kirche und die ihr ergebenen Romanen dieser neuen Gestaltung der Dinge nicht anders als mit Betrübniß zusahen und darin nur einen Rückschritt und etwas widergöttliches erblickten, das man bei günstigeren Zeitverhältnissen wieder zu beseitigen suchen müsse, um zu den von Gott gewollten und geordneten Einrichtungen zurückzukehren. Daher erlosch auch keineswegs mit dem Untergange des abendländischen Kaiserthums die Idee einer einheitlichen christlichen Weltmonarchie, vielmehr erwartete man noch lange die Vernichtung der Zerstörer und die Wiederherstellung des alten Reichs. Vor der Hand aber hielt man sich an das, was noch da war; denn saß auch zu Rom kein Kaiser mehr, so saß doch noch ein römischer Kaiser zu Konstantinopel, war auch der abendländische Theil der großen Weltmonarchie in den Stürmen der Völkerwanderung in Stücke gegangen, so bestand doch noch der besser geschützte östliche. In dem Priesterkaiser zu Konstantinopel erblickte der rechtgläubige römische Bewohner des Abendlandes noch lange seinen eigentlichen, rechtmäßigen Herrscher, von ihm erwartete er noch lange die Wiederherstellung der alten Reichseinheit, und ihm leistete er gewiß heimlich und öffentlich bei den Versuchen, die verlorenen Theile des Reiches wiederzugewinnen, allen Vorschub. Die germanischen Heerkönige, insbesondere die arianischen Bekenntnisses, waren ihm nur Eindringlinge und Usurpatoren; die neuen Staatsgenossen waren und blieben ihm noch Jahrhunderte hindurch Fremdlinge, und er hatte in Bezug auf sie nicht das geringste Gefühl innerer Zusammengehörigkeit. Nennt doch selbst noch ein Gregorius von Tours die Franken, mit denen er dieselbe Kirchengemeinschaft hatte, und die mehr als andere Germanen

den Romanen gleiche Rechte mit sich gewährten, nie anders als Barbaren und spricht von ihnen wie von einem ganz fremden Volke, obwohl ihr Reich in Gallien schon hundert Jahre und darüber zählen konnte. Erst als das Unvermögen der byzantinischen Schattenkaiser immermehr an den Tag kam, als seit dem Bilderstreite die Kluft zwischen der Kirche des Morgenlandes und Abendlandes immer größer wurde, während sich das einheitlich kirchliche Band zwischen Romanen und Germanen immer enger zusammenzog, und Sitten, Sprache und Gewohnheiten immer enger in einander verschmolzen: erst da begannen sich andere Vorstellungen über die wiederherzustellende Einheit der abendländisch-christlichen Welt auszubilden, und nun fing man an die Kräfte der Vereinigung im Abendlande selbst zu suchen.

Vor allen Dingen hatte sich die Kirche dieser Idee bemächtigt und betrieb die Verwirklichung jener Einheitspläne, weil sie hoffen durfte, durch eine wiederhergestellte politische Einheit auch einer fester in sich zusammengeschlossenen, äußeren kirchlichen Einheit entgegenzugehen. Auch die kirchliche Einheit hatte nemlich in den Stürmen der Völkerwanderung wesentlich gelitten; selbst das einheitliche Band der großen Kirchenversammlungen war gelöst, seitdem Niemand mehr da war, dem das Recht ihrer Berufung zustand. Der Kaiser in Byzanz war ein Schismatiker; ein von ihm zusammengerufenes Concil war daher den Abendländern von vornherein ein unrechtmäßiges, und im Abendlande gab es keine einheitliche, berechtigte Spitze mehr; das Ansehn des Papstes aber war durchaus noch nicht so groß und so allgemein, daß er einen Anspruch auf solches Recht hätte erheben können. Dazu waren manche Länder der katholischen Kirche durch den Arianismus verloren gegangen, und die neugegründeten germanischen Kirchen katholischen Bekenntnisses standen vielfach nur in einem äußerst lockeren Verbande, der oft kaum noch ein Verband genannt werden konnte. Jedoch fand sich auf kirchlichem Gebiete eine Art von Einheit schneller wieder, als auf dem politischen, wenn auch eben nur eine sehr schwache; Mittelpunkt derselben aber wurde abermals Rom mit seinem von Altersher hochgeehrten Bischofssitze.

Ursprünglich war freilich der Bischof von Rom nicht mehr gewesen, als die Bischöfe anderer Metropolen auch. Noch Tertullian, einer der angesehensten Kirchenväter des Abendlandes, stellt ihn mit den Bischöfen von Korinth, Philippi, Thessalonich und Ephesus völlig gleich. „Ist dir Achaja nahe," schreibt er, „so hast du Korinth, bist du nicht weit von Macedonien, so hast du Philippi, wanderst du durch Asien, so hast du Ephesus, wohnst du in der Nähe von Italien, so hast du Rom." Ebenso erklären noch im 3. Jahrhunderte die afrikanischen Bischöfe dem römischen Bischof Stefan, daß unter ihnen sich keiner zum Bischof der Bischöfe aufwürfe; denn ein jeder Bischof sei frei und selbständig und könne von

einem andern ebensowenig gerichtet werden, als er einen andern zu richten befugt sei. Nach und nach wurde das aber mit St. Peters Stuhl anders, und manche Verhältnisse trugen dazu bei, ihm vor andern Bischofssitzen ein größeres Ansehen zu geben. Nennt z. B. auch Gregor von Tours den Pabst Gregor den Großen auch nur Pabst der Stadt Rom, wie er an einer andern Stelle den Bischof von Konstantinopel den Pabst von Konstantinopel nennt, so merkt man doch, daß das Ansehen desselben gegen früher schon bedeutend gewachsen ist. Das hatte seine verschiedenen Gründe; einer war gewiß der, daß Rom der vermeintliche Bischofssitz des Petrus, des Fürsten der Apostel, der römische Bischof also der Nachfolger des Petrus war. Noch ein anderer, nicht zu übersehender Grund lag darin, daß mit ihm, den man sich bald gewöhnt hatte, als nächsten nach dem Kaiser anzusehen, sich immer noch in Rom ein Stück Einheit aller orthodoxen Romanen repräsentirte, als längst alle politische Einheit in Trümmer gegangen war. Ganz naturgemäß schlossen sich nemlich alle orthodoxen Romanen um so enger an das oberste kirchliche Oberhaupt Roms, als das politisch-kirchliche verschwunden war; ja, es hätte vielleicht schon damals der oberste Priester der katholischen Christenheit den Versuch machen können, ganz in die Stelle des Kaisers aufzurücken und eine rein theokratische Weltmonarchie zu gründen, ohne daß man ihm den Vorwurf machen konnte, das Unmögliche möglich machen zu wollen. Durch die Entfernung der Kaiser von Rom war seine Stellung schon selbständiger geworden, als die jedes andern Bischofs; kräftige Päbste wie Leo und Gregor der Große hatten durch ihre Tüchtigkeit den Glanz des päbstlichen Namens bedeutend erhöht und ihm in den Augen der Gläubigen ein großes Ansehn verschafft; dazu fand sich für eine solche Theokratie auch im alten Testamente ein Vorbild in dem unter einem Hohenpriester stehenden Israel, eine Regierungsform, die das alte Testament sogar noch höher stellte als die Königsherrschaft. Es mag auch wohl Päbste gegeben haben, die an dergleichen gedacht; aber der Hindernisse waren doch noch zu viel, und Ueberstürzung ist nie Sache der Päbste gewesen. Zunächst konnten sie sich in Italien selber noch viel zu wenig rühren und hatten oft hart zu leiden unter den Quälereien der griechischen Statthalter und unter den Bedrückungen der Lombardenkönige. Dazu waren zwar durch die Bekehrung der Angelsachsen, welche Gregor der Große geleitet hatte, und durch die Wirksamkeit des Bonifacius in Frankreich und Deutschland diese Länder inniger mit Rom verbunden, und die Päbste hatten einen bedeutenden Einfluß auf die Kirchen und Völker derselben gewonnen; aber dieser Einfluß hing doch auch vielfach sehr von dem Wohlwollen der Herrscher jener Länder gegen St. Peters Stuhl ab. Sollte es zu einer gründlichen Machtentfaltung kommen, und auf eine solche ging das Pabstthum mit klarem Bewußtsein los, so mußte sich dasselbe eines starken

weltlichen Armes versichern, der es schützte gegen Griechen und Longobarden und seinen Worten Nachdruck verschaffte auch in allen außeritalischen Kirchen. Der einzige Rechtstitel für einen solchen weltlichen Arm, welcher allgemeine Anerkennung finden mußte, war der eines römischen Kaisers. Daher mußte das Pabstthum sich umsehen unter den Fürsten des Abendlandes nach einem, der solcher Aufgabe gewachsen war, um ihm das Diadem der alten Kaiser, wenn auch mit einer gewißen Bedenklichkeit, auf die Stirne zu drücken; die christlichen Fürsten des Abendlandes aber waren Germanen, daher mußte das wiederhergestellte römische Kaiserthum nothwendig in die Hände der Germanen kommen. Auf diese Weise wurden nun auch die Germanen, welche allen größeren Staatenbildungen von Haus aus gründlich abhold waren, doch durch Pabstthum und Romanenthum in das Streben nach Gründung einer großen Weltmonarchie hineingezogen, worauf sie von selbst gewiß nicht gekommen wären, wenn auch einzelne ihrer Fürsten jezuweilen Lust dazu verspürt haben mochten.

Allerdings hatte es sich in dem großen Kampfe zwischen Rom und den Germanen durchaus nicht um die Vernichtung des großen Weltreiches gehandelt, vielmehr nur um Aufnahme der Germanen in dasselbe und um Erlangung des Bürgerrechtes für sie; daß der Kaiserthron in Rom dabei zusammenbrach, war etwas, wie man sagen könnte, rein zufälliges. Nur Aufnahme in die römischen Provinzen ist es, was die germanischen Völkerschaften mit ihren Heerkönigen immer und immer von den Kaisern verlangen, dann wollen sie auch mit ihren Waffen ihnen beistehen gegen alle Feinde. Vor der gewaltigen Macht der Kaiser hatten die Germanen schon von Alters her große Ehrfurcht gehabt und waren gern in den Dienst derselben getreten; nichts imponirte ihnen mehr, als dieser einheitliche Wille, der von den Gestaden der Nordsee bis zur Wüste Sahara, von den Säulen des Herkules bis an den Euphrat Alles bestimmte, alles leitete und ordnete. Einen merkwürdigen Blick in diese Anschauung läßt uns die von Vellejus erzählte Geschichte thun, wenn anders dieser alte Schmeichler die Wahrheit berichtet und nicht erfindet.*)

Mag dem sein wie ihm will, in hohem Ansehn stand auf alle Fälle der römische Kaiser von Alters her bei den Germanen, und wenn diese

*) Vellejus lib. II. c. 107: Als wir unser Lager an dem diesseitigen Ufer des genannten Flusses (Elbe) aufgeschlagen hatten, und das jenseitige von dem Waffenschmucke der jungen Mannschaft unserer Feinde erglänzte, die, sobald unsere Schiffe gegen sie aufgeführt und in Bewegung gesetzt wurden, sofort landeinwärts sich flüchteten, bestieg einer der Barbaren, ein schon ziemlich alter Mann, stattlich von Gestalt und — soweit sich aus seinem Schmucke abnehmen ließ — von hohem Range, eine aus Holz ausgehöhlte Mulde, wie sie dort üblich sind. Selbst diese Art von Schiff lenkend, kam er bis in die Mitte des Flusses und bat, es möchte ihm erlaubt werden, ungefährdet an dem Ufer, welches wir mit unsern Waffen besetzt hatten, anzulegen und Cäsar zu sehen. Dem Bittenden ward sein Wunsch gewährt. Da landete er mit seinem Kahne, betrachtete Cäsar lange Zeit schweigend und sprach dann: „Ja, rasend ist unsere Jugend, die eure Gottheit, wenn ihr ferne seid, verehrt, seid ihr aber nahe, lieber eure Waffen fürchten, als den Bund mit euch schließen will. Ich aber, Cäsar, danke es deiner Güte und deiner Erlaubniß, daß ich heute die Götter gesehen habe, von denen ich vordem nur hörte; mein Lebelang habe ich keinen glücklicheren Tag gewünscht, keinen glücklicheren erlebt.“ Nachdem ihm erlaubt war, Cäsars Hand zu berühren, kehrte er in sein Fahrzeug zurück und legte, ohne Ende nach Cäsar sich umblickend, an dem Ufer der Seinigen an.

auch später, bei näherer Bekanntschaft die verweichlichten Römer gründlich verachteten, so blieb doch der Respect vor der Kaiserwürde bei ihnen ungeschwächt. Selbst noch nach der Vernichtung des abendländischen Reiches sahen auch die Germanen lange Zeit in dem Kaiser von Konstantinopel den eigentlichen Oberherrn der Welt, dem kein anderer Fürst an Macht und Würden gleich war. Freilich eine reale Macht besaßen diese göttlichen Imperatoren von Byzanz im Abendlande deswegen doch nicht, und ihre Versuche, eine solche geltend zu machen und diese verlorenen Theile ihres Reiches factisch wieder unter ihre Herrschaft zu bringen, nahmen durchgehends ein klägliches Ende; aber wunderbarer Weise ließ man sie immer noch etwas gelten und bemühte sich um ihre Anerkennung, rein gewiß aus tiefeingewurzelter Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Namen. Uebrigens war auch in vielen Ländern germanischer Fürsten die größere Zahl der Bewohner romanischen Ursprungs; in den Augen dieser aber mußte die Rechtmäßigkeit des neuen Fürsten um so größer sein, wenn er von dem Kaiser zu Konstantinopel in seiner Stellung Anerkennung fand und gleichsam als Statthalter desselben auftrat. Daher sehen wir auch, wie die gewaltigsten germanischen Heerkönige der Völkerwanderung sich von den traurigen Schattenkaisern zu Konstantinopel Titel, Aemter und Würden verleihen lassen und als Feldherrn und Statthalter derselben auftreten. So läßt sich Chlodoweg der Frankenkönig von dem Kaiser Anastasius den Consultitel verleihen und feiert dies Ereigniß öffentlich. Einer seiner Nachfolger, Chilperich, schickte Gesandte an den Kaiser Tiberius von Byzanz, um eine Art Anerkennung von ihm zu erlangen, Dinge, die ganz unerklärlich wären, wenn nicht auch in den Augen der Germanen das Kaiserthum die höchste Herrscherwürde der Erde und in den Augen der Romanen der eigentliche Quell aller Legitimität gewesen wäre.

Das höchste Ziel alles Ehrgeizes germanischer Fürsten mußte natürlich die Erlangung der Imperatorenwürde und die Gleichstellung mit dem Kaiser zu Konstantinopel sein, und das war es auch. Schon der schöne Athaulf, der Westgothenkönig, Alarichs Schwager und Nachfolger, hatte daran gedacht, alles Römerland den Gothen zu unterwerfen, an die Stelle des Römerreichs ein Gothenreich zu setzen und selbst den Platz des Cäsar Augustus einzunehmen. Doch die Erwägung, daß seine Gothen nicht nach einem für alle Reichsgenossen gleichen Rechte regiert werden könnten, ohne ein solches Recht aber kein Staat bestehen könne, ließ ihn von seinem Vorhaben abstehen. Hin und wieder wagte auch ein germanischer Heerkönig, wie der Frankenkönig Theodebert sich den Namen Augustus und Imperator beizulegen, aber als solcher eine allgemeine Anerkennung nur im Abendlande zu verlangen, wagte er nicht. Ueberhaupt war die Erlangung der Imperatorenwürde und die Wiederherstellung eines römischen Kaiserthums für einen germanischen König schwieriger, als es auf den

ersten Blick scheinen möchte. Nicht nur, daß er eine überwiegende Machtfülle besitzen mußte, große Ländergebiete beherrschte und große Heere in das Feld führen konnte, wenn er nicht sofort mit seinem Unternehmen scheitern wollte; es mußte auch seine Rechtgläubigkeit untadelhaft sein, und in seinem Reiche bereits eine größere Verschmelzung des Germanenthums mit dem Romanenthum stattgefunden haben. Den Widerstand der germanischen Elemente gegen alle größeren, fest in sich geschlossenen Staatenbildungen mußte er obenein auf alle Fälle mit in den Kauf nehmen. Die beiden letzteren Bedingungen, orthodoxes Bekenntniß des Fürsten und seiner Germanen und vorgeschrittene Verschmelzung von Romanen und Germanen fehlten z. B. bei dem großen Gothenkönige Theoderich zu einem solchen Unternehmen, wenn er auch die erste Bedingung, Machtfülle und weiten Länderbesitz, hätte erfüllen können. Seine Gothen blieben unvermischt neben den Romanen, dazu waren sie wie ihr König Arianer dem Bekenntniße nach.

Am meisten Aussicht, dies Ziel zu erlangen, boten die Verhältnisse im Frankenreiche; aber auch da bedurfte es der Zeit, um mit Erfolg die Hand nach der Kaiserkrone auszustrecken. Die Frankenkönige und ihr Volk hatten sich der katholischen Kirche zugewandt; dadurch verband sie schon ein gemeinsames Band mit den Romanen gegen die Akatholiken und Arianer, und dieser ihrer Rechtgläubigkeit haben sie manchen Sieg gegen die ketzerischen Westgothen zu danken. Desgleichen gelangten im Frankenreiche die Romanen bald zu Ansehn und Stellung; insbesondere ihre vornehmen Geschlechter, die sogenannte gens senatoria, Nachkommen solcher, die im früheren Römerreiche entweder hohe Reichswürden bekleidet hatten oder durch kaiserliche Ernennung zu Titularsenatoren erhoben waren, standen dem siegreichen Frankenadel bald fast gleichberechtigt zur Seite, ja hatten vorzugsweise auch im neuen Reiche die hohen Reichsämter inne, und die kirchlichen Würden blieben fast ausschließlich in ihren Händen. Nennt daher auch Gregor von Tours die Franken noch Barbaren, so mußte doch naturgemäß im Laufe einiger Jahrhunderte der Unterschied von Franken und Romanen im westlichen Frankenreiche ganz und gar verschwinden, und findet sich um das Jahr 800 auch so gut als gar keine Spur mehr davon. Ein Haupthinderniß für die Wiederherstellung des großen Kaiserreichs schienen allerdings bei den Franken die immerwährenden Reichstheilungen nach germanischer Sitte werden zu wollen, und sie wären es auch geworden, wenn nicht doch schließlich immer nach einer gewissen Zeit das Ganze wieder in eine Hand zusammengekommen wäre. Kam es dahin, daß eine solche Zusammenhaltung des Ganzen in einer Hand nur einmal durch ein Paar Generationen ging, so mußte die nothwendige Machtfülle bald vorhanden sein, und das ernstliche Streben nach Erlangung der Kaiserwürde konnte nicht ausbleiben, obenein, wenn das Kaiserthum

in Konstantinopel als Anreiz dazu noch vorhanden war. Begünstigt wurden die Frankenkönige, wenn sie nach der Kaiserwürde streben wollten, noch dadurch, daß die römische Kirche bald gerade in ihnen ihre natürlichen Beschützer gegen Arianer, Griechen und Longobarden sah. Insbesondere, seitdem die Pippiniden als Hausmeier die Merowinger zu bloßen Namenkönigen gemacht hatten und die Bestrebungen der Päbste, Frankreich und Deutschland in immer engeren Verband mit Rom zu setzen, kräftig unterstützten, bildete sich eine immer enger werdende Verbrüderung zwischen ihnen und Rom aus. Die Pippiniden suchten zur königlichen Macht den königlichen Namen und konnten diesen ohne Beistand der Kirche schwer erlangen; das immermehr zu Ansehn kommende Pabstthum bedurfte, wie schon oben erwähnt, eines starken weltlichen Armes, um seinen Anordnungen den gehörigen Nachdruck zu geben, einen solchen konnten ihnen aber die Pippiniden am besten leihen. Diese waren stark genug und doch auch andererseits entfernt genug, um der aufstrebenden Hierarchie nicht so gefährlich zu werden, als die Longobardenkönige. Diese letzteren mußten vielmehr mit Hülfe jener zu Grunde gerichtet werden; denn nicht erst in unseren Tagen ist das Pabstthum zu der Einsicht gekommen, daß eine starke weltliche Macht in Italien selbst die schlimmsten Gefahren nicht nur für sein Ansehn, sondern für sein Bestehen überhaupt in sich trägt. War doch erst durch die Uebersiedelung der Kaiser nach Konstantinopel und nach der Vernichtung des weströmischen Reiches das Pabstthum etwas geworden, also eine neue starke italische Macht wieder aufkommen zu lassen, etwa gar einen Kaiser, der seinen dauernden Wohnsitz in Italien hatte, und dessen Macht vorzugsweise in Italien wurzelte, wiederherzustellen, das würde das Pabstthum als die größte Unklugheit und den schlimmsten Fehler angesehen haben. Und doch konnte dasselbe aus den angeführten Gründen des starken weltlichen Armes wieder nicht entbehren, wenn es nicht doch schließlich unter der Gewalt schismatischer Griechen, ungläubiger Saracenen oder rebellischer und habgieriger Großen verkümmern wollte, also dazu einen gewählt, der stark genug, aber auch fern genug ist, und diesen möglichst durch Gleichheit der Interessen an sich gefesselt! Daher bot auch schon Pabst Gregor III. Karl Martell zweimal durch Gesandschaften an, daß er die Partei des Kaisers in Konstantinopel verlassen und Karl das römische Konsulat übertragen wolle.

Mit Vergnügen gingen daher auch die Päbste sofort auf den Wunsch des kleinen Pippin ein und erklärten, daß der rechtmäßiger König sei, welcher die königliche Macht besitze, eine hohepriesterliche Entscheidung, die nicht nur alles bisherige Recht, sondern überhaupt alles Recht auf den Kopf stellt. Die Merowinger wanderten demnach in's Kloster, wo sie allerdings besser, als an der Spitze der Franken an ihrem Platze waren; Pippin bestieg den Königsthron, und der heilige Vater kam selbst

aus Rom, um ihn und seine Söhne zu salben. Das war ein wichtiges Ereigniß und für die Pippiniden der erste Schritt zum Kaiserthum, für das Pabstthum aber zur Weltherrschaft. Aus diesem Ereignisse ließen sich die schönsten Folgerungen machen, Folgerungen, die auch wirklich und nicht bloß einmal gemacht sind. Der Bischof von Rom hatte die merovingischen Frankenkönige des Thrones für verlustig erklärt, hatte eine neue Königsdynastie eingeführt und gesalbt, welche Stellung unter den Völkern! Freilich diese Stellung geltend zu machen, war die Zeit noch lange nicht da, aber sie wird kommen, und das Pabstthum hat für dergleichen ein gutes Gedächtniß.

Was man erwartet hatte, das geschah; die innige Freundschaft der neuen Frankenkönige mit den römischen Päbsten zeigte sich bald als äußerst nützlich für die weitere Entwickelung der päbstlichen Gewalt; das aber mußte die Päbste noch mehr antreiben, diese Könige dauernd an sich zu fesseln. Die Longobarden, welche bis dahin sich noch manche Gewaltthaten gegen den römischen Stuhl erlaubt hatten, wurden durch den kleinen Pippin in zwei Feldzügen gründlich gedemüthigt, und Pabst Stefan erhielt als Herrscher, freilich mit höchst zweifelhafter Machtfülle, ein bedeutendes Ländergebiet, Ravenna, die Pentapolis und das ganze Exarchat, welches die Longobarden abtreten mußten. Dafür verlieh der Pabst dem Könige die Würde eines römischen Patriciers, eine zweite Stufe zum Kaiserthum — auch eine Würde mit höchst zweifelhafter und unbestimmter Machtvollkommenheit, eigentlich nur die Würde eines Statthalters des griechischen Kaisers bezeichnend. Daß dem Pabste durchaus kein Recht zur Verleihung jener Würde zustand, versteht sich ganz von selbst; im Gegentheil war er, der Verleiher, selbst weiter nichts, als der ungehorsame Unterthan des Kaisers zu Konstantinopel; aber es war doch so ein Titel gefunden, unter dem es dem Frankenkönige jederzeit möglich war, mit Gewalt in die italienischen Verhältnisse einzugreifen und dem Pabstthume zu Hülfe zu kommen. Zu einer Wiederherstellung des römischen Kaiserthums im Abendlande kam es jedoch unter dem kleinen Pippin noch nicht; vielleicht, daß man noch zu viel Scheu hatte vor dem Kaiser in Konstantinopel und es nicht gern zum Kriege mit ihm kommen lassen wollte, was doch für solchen Fall nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte, vielleicht, daß es überhaupt den Päbsten lieber war, wenn es bei dem Patriciat der Frankenkönige bliebe.

An Pippins des Kleinen Stelle trat Karl der Große, bald alleiniger Herrscher des Frankenreiches. Einer der größten Männer in der Weltgeschichte, hob er des Frankenreiches Macht bald auf den höchsten Gipfel und konnte alle Bedingungen erfüllen, die zur Erlangung der kaiserlichen Würde in den Augen der Welt nothwendig waren. An Machtfülle stand er den alten Imperatoren vollständig gleich; ja, er war mächtiger als die

meisten derselben seit Theodosius dem Großen; sein Reich erstreckte sich nach manchem siegreichen Feldzug gegen Longobarden und Sachsen, gegen Saracenen und Awaren von dem Ebro bis über die Elbe und an die Raab, von der Nordsee bis an den Tiber. Dazu gelang es ihm, eine größere Gleichheit der Gesetze und Einrichtungen in allen Theilen seines weiten Reiches zur Geltung zu bringen, besonders nachdem er in den Sachsenkriegen die letzten Ueberreste altgermanischer Gau- und Gemeindeverfassung gebrochen und damit der Königsherrschaft zum entscheidenden Siege über die Volksherrschaft verholfen hatte. Seine Rechtgläubigkeit aber war auch unbezweifelt; hatte er nicht für die Ausbreitung der Kirche zugleich das Schwert gezückt gegen die heidnischen Sachsen und gegen die muhamedanischen Araber, hatte er nicht als ältester Sohn der Kirche dem Pabste geholfen gegen alle seine Feinde? Also an seiner Würdigkeit und Tüchtigkeit zur römischen Kaiserwürde konnte kein Zweifel obwalten; es frug sich daher nur noch, ob Karl selber die Erlangung solcher Würde erstrebte und die Wiederherstellung derselben für passend und zeitgemäß hielt oder sich ohne den Namen mit der Macht begnügen lassen wollte.

Nach einer in Einhards Leben Karls des Großen sich vorfindenden Bemerkung erscheint es, als habe Karl gar nicht an die Wiederherstellung des Kaiserthums gedacht, und sei ihm die Kaiserkrönung vollständig überraschend und wider seinen Willen gekommen. Einhard erzählt nemlich, daß Karl gesagt habe, er würde am Tage seiner Krönung nicht nach St. Peters Dom gegangen sein, wenn er gewußt hätte, was der Pabst im Werke habe. Es ist aber von vornherein unwahrscheinlich, daß der Pabst einen so wichtigen Schritt ohne Einwilligung Karls gethan habe; vielmehr wird uns aus mancherlei Gründen klar werden, daß diese Aeußerung, falls er sie wirklich gethan, Karls innerste Ueberzeugung nicht gewesen sein kann, daß er vielmehr schon seit langer Zeit die Erreichung dieses Zieles angestrebt haben mochte. Diese Aeußerung könnte nur gethan sein, einmal mit Rücksicht auf den Hof von Byzanz und zum andern mit Rücksicht auf die fränkischen Großen, während die Krönung eine lange von Karl mit dem Pabste besprochene und festgestellte Sache war. Führen wir uns in kurzem noch einmal die Bedeutung der Kaiserwürde und die Wichtigkeit ihrer Erlangung auch für Karl vor Augen, um dies zu erkennen!

Wie wir oben gesehen haben, war der Kaiser sowohl in den Augen der Romanen als der Germanen der eigentliche rechtmäßige Herr der bekannten Welt; daß darum bei Einsetzung eines Kaisers alle anderen Herrscher nothwendig ihre Herrschaft niederlegen, nöthigenfalls mit Gewalt zur Niederlegung derselben gezwungen werden mußten, folgte noch nicht, vielmehr konnte man sich neben oder vielmehr unter ihm noch eine ganze Reihe anderer Könige und Fürsten ganz wohl denken. Hatte doch

Diolectian von freien Stücken neben den beiden eigentlichen Imperatoren mit dem Titel Augustus noch mehrere andere mit dem Titel Cäsar eingesetzt, deren Macht allerdings nur ein Ausfluß der eigentlichen kaiserlichen Macht war, und die so gewißermaßen eine Art Unterkönige des eigentlichen Kaisers bildeten. Wenn nun auch diese Einrichtung Diocletians so gut als gar nicht recht ins Leben getreten war, so hatte sich doch so viel davon erhalten, daß man es für vollständig in der Ordnung hielt, wenn der Kaiser anderen einen Theil seiner kaiserlichen Autorität als Untercäsaren übertrug. Als solche Untercäsaren wollten sich auch vielfach die Heerkönige der Germanen in den eroberten römischen Ländern betrachtet sehen und zwar nicht nur von den unterworfenen Romanen, sondern auch von ihren eigenen Landsleuten und hatten, weil in Rom ein Kaiser fehlte, oft von Konstantinopel aus die Anerkennung einer solchen Stellung zu erlangen gesucht. Sobald daher in Rom wieder ein rechtmäßiger römischer Kaiser des Abendlandes vorhanden war, mußte dieser als die oberste Obrigkeit des Erdkreises angesehen werden, und alle anderen Fürsten der abendländischen Christenheit brauchten zwar nicht ihre Kronen niederzulegen, aber sanken sofort zu Untercäsaren desselben herab, wenn er eben auch die Macht hatte, solche Ansprüche geltend zu machen. Gab also auch die Kaiserwürde einem Fürsten keinen Zuwachs an Land und Leuten, weil sie eben mehr in der Idee als in der Wirklichkeit ihre Macht hatte, so gab sie ihm doch eine Stellung, die weit erhaben war über die aller anderen Fürsten Europas, und machte ihren Träger zum Ursprung aller Autorität und Legitimität in der ganzen Welt. Nichts aber konnte für Karl erwünschter sein, als die Erlangung einer solchen Würde. Haftete nicht an der Rechtmäßigkeit seiner fränkischen Königswürde noch mancher Zweifel, Zweifel, die gewiß bis dahin noch nicht gänzlich verstummt waren, da ja noch zu kurze Zeit vergangen war, seit sein Vater Pippin den letzten Sprößling des alten, rechtmäßigen Königsgeschlechtes vom Throne gestoßen und in das Kloster gesteckt hatte! Wurde er aber der Quell alles Rechts im Abendlande, der Oberherr des ganzen Erdkreises, nun so mußte auch der letzte Zweifel an seiner Rechtmäßigkeit als Frankenkönig wegfallen und der letzte Makel schwinden.

Mit der Erlangung der Kaiserwürde wurde somit auch die Stellung Karls zu den fränkischen Großen seines Reiches eine ganz andere als bisher. Bis dahin war der Frankenkönig eigentlich immer noch nicht viel mehr als der Heerführer des fränkischen Lagers in eroberten Ländern, und sein Recht als König des Landes fiel zusammen mit dem der Franken als Besitzer desselben, war also nichts anderes als das Recht des Schwertes; mit Erlangung der Kaiserwürde blieb Karl aber durchaus kein bloßer Heerkönig der Franken mehr, wie Pippin illegitimer und die Merowinger legitimer Weise gewesen waren, sondern nun gehörte er allen Nationali-

täten seines Reiches gleichmäßig zu und war die rechtmäßige Obrigkeit für alle Abendländer zugleich; dazu galt jede Auflehnung gegen ihn, sie mochte kommen, von wem sie wollte, als directe Auflehnung gegen Gott selbst. Ja, er konnte nun unter Umständen das fränkische Heerlager, durch welches bisher seine Autorität bedingt und gestützt war, verschwinden lassen, und sein Recht blieb doch. Nicht mit der Krönung Pippins des Kurzen durch Pabstes Hand hat also das altgermanische Königthum sein Ende erreicht, sondern erst mit der Kaiserkrönung Karl's; mit ihr beginnt das eigentliche Königthum von Gottes Gnaden, welches allerdings erst nach Jahrhunderte langen Kämpfen mit Kirche und Vasallenmacht am Ende des Mittelalters zur unbedingten, dauernden Herrschaft gelangen konnte. Daß dies die fränkischen Großen richtig erkannt haben, ist wohl nicht zu bezweifeln; die Wiederherstellung der Kaiserwürde und die Erwerbung derselben durch Karl scheint ihnen daher auch durchaus nicht genehm gewesen zu sein: vielmehr hat die von Einhard angeführte Aeußerung Karls nach seiner Krönung in St. Peter gewiß neben dem Zwecke, dem Kaiserhofe in Byzanz dieselbe als eine in der Ueberraschung aufgezwungene erscheinen zu lassen, auch den Zweck, etwaiger Unzufriedenheit der Franken mit diesem Schritte den Grund zu einer Anklage gegen den Kaiser selbst zu nehmen. Aus demselben Grunde hat Karl es auch gewiß mit vermieden, nach der Kaiserkrönung römische Kleidung und römische Sitten anzunehmen und in seiner Umgebung aufkommen zu lassen, wenn auch dabei noch andere, später zu berührende Ursachen hauptsächlich maßgebend gewesen sind.

Der römische Kaiser war aber ferner nicht nur der Ursprung aller politischen Gewalten im ganzen Abendlande, sondern auch der rechtmäßige Schirmherr der ganzen katholischen Kirche. Letzterer Titel war freilich sehr unbestimmt, ließ aber auch darum gerade eine sehr weit gehende Deutung zu. Vor der Hand stand wenigstens das darüber fest, daß der Kaiser allein das Recht habe, Kirchenversammlungen zu berufen, Bischofsein- und absetzungen zu bestätigen; ja, auch ein wichtiger Einfluß auf die Besetzung des Pabststuhls galt als sein unbestreitbares Recht. Eine solche Stellung in der Kirche mußte ihm aber gerade in jener Zeit, wo Religion und Kirche fast ausschließlich die Gemüther beherrschten, eine Gewalt über die Geister der Menschen geben, wie sie kein anderer in der Christenheit haben, noch beanspruchen konnte.

Mit der Wiederaufrichtung des abendländischen Kaiserthums schienen nun auch erst in Wahrheit die Stürme der Völkerwanderung beruhigt und Europa's Völker aus dem chaotischen Gewirre zu einer neuen, festeren staatlichen Gestaltung gekommen zu sein; daß allerdings dieser Schein trog, werden wir später sehen. Erlangt hatten ja die Germanen, was sie vom Anfang jener Stürme an erstrebt hatten, Aufnahme und Bürger-

recht im Römerreiche, ja, mehr als das; denn einer der Ihrigen saß nun sogar auf dem wieder aufgerichteten Throne der Cäsaren, und sie waren die eigentlichen Stützen seiner Macht. Daneben war auch den Romanen Genüge geschehen; denn erfüllt war mit der Kaiserkrönung Karl's ihr hundertjähriges Sehnen, wiederhergestellt war das Römerreich, und ein Kaiser saß auf dem Throne der Imperatoren, ebenso rechtgläubig wie Konstantin und Theodosius.

Also die Erlangung der Kaiserkrone war wohl ein lockendes Ziel für Karl, und es läßt sich kaum annehmen, daß er den Werth dieser Erwerbung nicht auch schon vor der Kaiserkrönung erkannt und gewürdigt habe. Hat er das aber gethan, so mußte er von dem Tage an, wo dies geschehen, seinen Blick auf die Erlangung derselben gerichtet haben, und die Erfüllung seines Wunsches war für ihn nur noch eine Frage der Zeit. Die rechte Zeit aber war gekommen, als er nach den Siegen über Sachsen und Awaren, über Longobarden und Saracenen unbestritten der angesehenste und ruhmvollste Fürst des Abendlandes war, als er zu der besessenen Macht nur noch den wohlverdienten Titel hinzuzufügen brauchte.

Schon im Jahre 777 nennt Pabst Hadrian Karl den neuen allerchristlichsten Kaiser Konstantin, und im Jahre 796 sendet Leo, der Nachfolger Hadrians, bei seiner Besteigung des Stuhles Petri Gesandte an Karl mit den Schlüsseln vom Grabe Petri, der Fahne der Stadt Rom und vielen Geschenken und bittet ihn, einen von seinen Großen nach Rom zu schicken, um das römische Volk zum Gehorsam und zur Treue gegen ihn eidlich zu verpflichten; im Jahre 800 am Neujahrstage empfängt er in St. Peters Dom die Krone der Cäsaren und mit ihr die höchste Gewalt im ganzen Abendlande. Sehen wir nun, welchen Gebrauch Karl von dieser neuen Krone machte, und welche Gestalt das wiederhergestellte römische Reich unter ihm gewann.

Es versteht sich wohl von selbst, daß ein so kluger Mann wie Karl nicht daran dachte, mit der Wiederherstellung der römischen Kaiserwürde zugleich eine Wiederherstellung des alten Kaiserreiches nach seinen alten Formen, Institutionen und Gesetzen ins Leben rufen zu wollen; dergleichen unreife Versuche zu machen, blieb späteren, unreifen Kaisern überlassen. Fehlten doch zu solchen Unternehmungen so gut als alle nothwendigen Vorbedingungen. Karl wußte sehr wohl, wie seine Autorität als Kaiser sich nur reale Geltung verschaffen konnte durch seine Macht als Frankenkönig, und wie sie beim Wankendwerden oder Schwinden derselben unrettbar zu einer bloßen Scheinautorität ohne wirklichen Inhalt herabsinken müsse. Aus den Elementen des damaligen römischen Volkes und der Italiener überhaupt eine Weltmonarchie zu gründen, kam ihm nicht im entferntesten bei; dies Geschlecht war auch dazu viel zu verkommen und zu verdorben. Wie er selbst nach wie vor in seiner ganzen Art und

Weise ein Franke blieb und nur zweimal in seinem Leben auf besonderes Zureden der Päbste Hadrian und Leo sich zur Anlegung römischer Gewänder in Rom selbst bewegen ließ, sonst aber stets seine knapp anschließende fränkische Kleidung trug; so blieb auch sein Reich in allen seinen Einrichtnngen und Gesetzen ein fränkisches, ja, selbst die italienischen Länder mußten sich fränkisches Gesetz und fränkische Verfassung gefallen lassen, und zu seinen Beamten, zu den Grafen und Sendboten, wählte er zumeist nur Franken. Ihm genügte es, seine bisherige Macht mit dem ideellen Glanze der Kaiserkrone umgeben zu haben; aber diesen suchte er seinen Völkern auch vorzugsweise in's Bewußtsein zu rufen. So ließ er sich nach seiner Kaiserkrönung noch einmal in allen seinen bisherigen Ländern huldigen und einen Eid schwören, viel bedeutsamer, als der frühere gewesen war.

Mit größerem Nachdrucke als auf dem politischen Gebiete machte Karl schon seine neuerworbene, kaiserliche Stellung geltend auf dem Gebiete der Kirche, und auf diesem war es allerdings auch leichter für ihn, reale Macht zu gewinnen; denn auf diesem Gebiete war ja auch viel weniger Widerstand zu erwarten, als auf dem staatlichen. Diejenige Macht, welche sich auf diesem Gebiete später so erfolgreich den Ansprüchen der Kaiser entgegengestellt hat, das Pabstthum, war gegen einen Karl noch viel zu schwach und bedurfte auch der kaiserlichen Macht selber noch zur eigenen Sicherheit zu sehr, um sich mit ihr zu verfeinden. Vor der Hand ließen sich seine Interessen von denen des Kaiserthums noch nicht trennen, und als man dennoch nicht lange nach Karls Tode dies versuchte, mußte man durch eigenen Schaden klug werden und bald davon ablassen. Die übrige Kirche aber mit ihren Häuptern war noch so sehr mit der weltlichen Macht verwachsen und von ihr abhängig, daß sie noch viel weniger daran dachte, beanspruchte Rechte des Kaisers bestreiten zu wollen. Tauchte hie oder da einmal ein Zweifel an der Rechtmäßigkeit kaiserlicher Maßregeln auf kirchlichem Gebiete auf, so verstummte derselbe alsbald wieder, ungehört oder unverstanden.

Karls Ansicht über seine Stellung in der Kirche spricht sich am besten in seinen eigenen Worten an Pabst Leo aus. „Unser Amt ist es," schreibt er, „mit Gottes Hülfe die Kirche Christi nach außen gegen Anfälle und Verwüstung der Heiden zu schützen und nach innen durch Geltendmachung des katholischen Glaubens zu befestigen. Euer (des Pabstes) Amt ist es, durch Gebet uns beizustehen, damit das christliche Volk über die Feinde Gottes triumphire und der Name Jesu in der ganzen Welt verherrlicht werde, auch überall die Kirchengesetze zu befolgen, einen unsträflichen Wandel zu führen und die Völker zur Heiligkeit zu ermahnen." Von einem Nebengeordnetsein des Pabstes neben dem Kaiser ist darin überall noch nicht die Rede; vielmehr ist ihm dieser nichts als der oberste Rath

in geistlichen Dingen. Ebenso sind auch die Bischöfe in der Kirche nichts anderes als was die Grafen und Sendboten des Kaisers im Staate. Auf Grund solcher Anschauungen von seiner kaiserlichen Stellung ermahnt Karl auch Pabst Leo III. zum ehrbaren Leben, zur Beobachtung der heiligen Kirchengesetze, zur gewißenhaften Regierung der Kirche und erinnert ihn an den Lohn, der seiner jenseits warte, wenn er als treuer Arbeiter erfunden würde, giebt ihm auch Rathschläge, wie die Mißbräuche abzustellen seien, die in der Kirche herrschen; also auch von der späteren päbstlichen Unfehlbarkeit ist hier noch keine Rede. Desgleichen verwandelt Karl das bisherige Bisthum Salzburg selbständig in ein Erzbisthum, und auf seinen Befehl, nicht etwa auf seinen Wunsch, giebt der Pabst dem neuen Erzbischofe das Pallium und die erzbischöfliche Würde, wie Leos III. Brief an Karl in dieser Angelegenheit klar darthut.

Ueberhaupt liebte es Karl, seine kaiserliche Stellung im Sinne des alttestamentlichen Priesterkönigthums aufzufassen, weshalb er sich auch, wie Einhard berichtet, im Kreise seiner Vertrauten gern König David nennen ließ. Hatte nun das germanische Heerkönigthum durch Pippins Thronbesteigung schon einen wesentlich andern Charakter gewonnen, so mußte die Erwerbung der Kaiserkrone mit den dadurch auf die Königswürde übertragenen römisch-kaiserlichen und alttestamentlichen Anschauungen noch vielmehr umgestaltend auf dieselbe einwirken. Von nun an war der Frankenkönig nicht mehr ein durch Gesetz, Sitte und Stände, hier hauptsächlich die großen Würdenträger des Reichs, in seinen Handlungen beschränkter Monarch, sondern nun war er das Abbild Gottes und der Statthalter desselben auf Erden, absolut in seinem ganzen Regimente.

Eine solche Monarchie aber konnte nicht ohne Widerstand sich ausbilden; ja die vollständige Realisirung ihrer Idee ist, wie wir sehen werden, durch die sich dagegen erhebende Opposition auch niemals im Mittelalter zustande gekommen.

Zunächst mußte das kühn aufstrebende Pabstthum eine solche Herrschaft drückend empfinden, und es konnte nicht an Versuchen fehlen, sich bei der ersten besten Gelegenheit wieder davon loszumachen, wollte es nicht dadurch erdrückt und in seiner Weiterentwicklung vollständig gehemmt werden. Durch die Uebersiedelung der Kaiser nach Byzanz war es stark geworden, die Entfernung der Kaiser und ihre fast durchgehende Machtlosigkeit in Italien hatten dem römischen Bischofe eine viel selbständigere Stellung gegeben als seinem Rivalen in Konstantinopel. Nur das dringende Bedürfniß nach Beistand und Schutz eines starken weltlichen Armes hatte seinen innigen Verband mit den Frankenkönigen so innig gemacht; der Beistand war geleistet; die zeitweiligen Dränger waren unschädlich gemacht; aber die bisherige Selbständigkeit der römischen Kirche war auch auf das äußerste gefährdet. Wir haben gesehen, wie Karl die Stellung

des römischen Pabstes zu sich auffaßte, und das Kaiserthum stand unter ihm noch am Anfang seiner Bahn. Was sollte erst werden, wenn auch andere kräftige und gewaltthätige Kaiser nach ihm kamen; mußte nicht durch sie bei ihrer natürlichen Machtfülle eine Despotie über die Kirche kommen, wie sie noch keine Zeit seit Konstantin gesehen hatte. Dem mußte vorgebeugt werden, sobald es anging. Das hatte man nicht gewollt, als man sich die Frankenkönige heranzog und vielleicht mit Widerstreben und in Ahnung künftiger drohender Gefahren die Kaiserkrönung vollzog; man wollte einen starken weltlichen Arm zum Schutz und Beistand haben, und nun hatte man einen Herrn, viel strenger und gewaltiger als die göttlichen Cäsaren in Konstantinopel. Bei Karls Lebzeiten war allerdings nicht daran zu denken, daß man sich mit Erfolg den selbstangelegten Hemmschuh wieder vom Halse schaffte, aber vielleicht nach seinem Tode.

Begünstigt mußte das Pabstthum bei solchem Streben, wenn es eben erst in's Leben damit trat, dadurch werden, daß von ihm eigentlich die Verleihung der neuen kaiserlichen Würde ausgegangen war, daß man also, dies recht betont, demgemäß folgern konnte, man sei unter Umständen auch im Stande, die Gabe wieder zurückzunehmen und einem andern zu geben oder als Geber der höchsten irdischen Gabe eine noch höhere Stellung als der Empfänger derselben zu beanspruchen. Diese unklare Stellung des Pabstes, daß er einmal zwar Vasall des Kaisers, aber doch andererseits auch zugleich Verleiher der kaiserlichen Würde war, konnte seiner Zeit auf das beste ausgebeutet werden und ist auch auf das beste ausgebeutet worden. Daß es so kommen könne, scheint auch Karl geahnt zu haben; denn er krönte seinen Sohn Ludwig im Jahre 813 selber zum Kaiser unter Beistimmung und Zuruf seiner Völker und zwar nicht in Rom, sondern in Aachen, gewiß mit der Absicht, das Kaiserthum als vollständig vom Pabste und von Rom unabhängig darzustellen. Diese seine Absicht aber wußte Pabst Stefan III., Leos III. Nachfolger, auch klüglich zu vereiteln; denn er brachte es dahin, daß ihm Ludwig nach Karls Tode erlaubte, ihn im Jahre 816 noch einmal feierlich in Rom zum Kaiser zu weihen.

Eine zweite Unterstützung gewährte später den Päbsten, als sie auf Schwächung des Kaiserthums ausgingen, zur glücklichen Zeit das Bekanntwerden der pseudoisidorischen Decretalen, aus denen man schwarz auf weiß alle seine Ansprüche auf Allgewalt in Kirche und Staat beweisen und geltend machen konnte. Im siebenten Jahrhundert hatte nemlich ein spanischer Bischof, Isidor von Sevilla, ein Rechtsbuch, bestehend aus Concilienbeschlüssen und päbstlichen Briefen, zusammengestellt für die Kirche, welches sich bald allerorten großes Ansehn im Abendlande verschaffte und als entscheidende Stimme bei Streitigkeiten auf kirchlichem Gebiete angesehen wurde. Als nun Benedictus Levita, ein Geistlicher

des Mainzer Kirchensprengels, um die Zeit des Vertrages von Verdun, eine Sammlung der Kapitularien Karls des Großen und seines Sohnes Ludwig veranstaltete, in welche er auch andere Gesetze und Verordnungen mit aufnahm, stieß er im Mainzer Archiv, aus dem er seine Quellen nahm, auch auf ein Rechtsbuch Isidors und nahm daraus die Concilienbeschlüße und päbstlichen Briefe mit in seine Sammlung auf. Dabei merkte er nicht, daß er es auch mit einer Menge untergeschobener und falscher Urkunden zu thun hatte, die dem ächten Isidor hinzugefügt waren, sondern nahm auch diese mit auf. Wer sie hinzugethan hatte, und wie sie dorthin gekommen, ist niemals bekannt geworden. Benedictus sagt selber von seinem Rechtsbuche: „Erzbischof Rikulf († 814) hat diese Capitula im Archiv verborgen, und Autkar, sein zweiter Nachfolger und Verwandter, hat sie dort wieder aufgefunden.“ Außer diesen in der Kapitulariensammlung Benedicts enthaltenen gefälschten Urkunden fanden sich bald noch eine ganze Reihe ähnlicher Machwerke besonders in Westfranken an, die, zu verschiedenen Zeiten entstanden, ungefähr in der Zeit von 844—853 zu einem Ganzen zusammengefügt sein mögen. Dem falschen Isidor gesellte sich die ebenfalls falsche ältere Urkunde der Schenkung Konstantins bei, wonach dieser bei Verlegung seiner Residenz nach Konstantinopel dem Pabste Sylvester allen kaiserlichen Schmuck, Diadem, Scepter, Scharlachrock und Purpurmantel und alle übrigen kaiserlichen Abzeichen übergeben, den Lateran, den ersten unter allen Palästen auf Erden, Rom und ganz Italien abgetreten, und weil es nicht geziemend sei, daß er als weltlicher Herrscher in der heiligen Stadt herrsche, nach Byzanz seine Residenz verlegt habe. Wann diese wunderliche Urkunde erfunden sei, ist schwer zu bestimmen; aber bei dem Mangel aller Kritik in jener Zeit ließ sich ein vorzüglicher Gebrauch davon machen, besonders wenn man fein langsam und vorsichtig damit vorging.

Nicht weniger gefährlich als dem Pabstthume war die neu sich bildende kaiserliche Herrschaft den bisherigen Großen des fränkischen Reichs. Sie, deren Einfluß auf die Besetzung des Thrones und auf die Regierung des Landes von großer Bedeutung gewesen war, die gleichsam mit dem Könige die Herrschaft getheilt hatten, waren bei Geltendmachung der neuerworbenen kaiserlichen Rechte gänzlich in den Hintergrund gedrängt und ziemlich machtlos gemacht. Sie, die Besieger der Romanen, waren nun nicht mehr als diese und die andern Unterthanen des Kaisers auch, wenn dieser eben mehr römischer Kaiser als fränkischer König sein wollte. Sie bei guter Laune zu erhalten und diese Gefühle möglichst wenig bei ihnen aufkommen zu lassen, hatte daher auch, wie wir oben gesehen haben, Karl sich besonders angelegen sein lassen; aber eine Schwächung der kaiserlichen Macht mußte ihr Ziel sein und bleiben, wenn sie sich selber obenauf erhalten wollten. An ihnen also konnten die Päbste jederzeit bereitwillige

Bundesgenoßen zu finden hoffen, wenn es galt, einen Schlag gegen das Kaiserthum auszuführen, und haben sie auch gefunden.

Diese beiden natürlichen Feinde der sich entwickelnden kaiserlichen Macht aber konnten nur gefährlich werden, wenn noch andere Factoren ihren Bestrebungen zu Hülfe kamen, und auch die Zeitverhältniße ihnen günstig waren. Solche anderen Factoren aber waren vorhanden; es war einmal der dem Germanen innewohnende Widerwille gegen alle größeren Staatenbildungen, die Neigung zu möglichst uneingeschränkter individueller Freiheit und der dadurch bedingte Differenzirungstrieb, zum andern das unglücklicher Weise durch die Karolinger von den Merowingern übernommene Erbfolgegesetz, nach welchem jeder Sohn einen Theil des väterlichen Ländergebietes als Erbe beanspruchen konnte und erhielt. Blieb dabei auch die Kaiserwürde dem ältesten Sohne, und wurde er selbst als Oberkönig aller Länder angesehen, so mußte doch seine Macht durch dergleichen Theilungen wesentlich Eintrag leiden, und der Keim zu inneren Zerrüttungen, zu Zwistigkeiten und Bürgerkriegen war damit gelegt.

Dergleichen blieb denn auch nicht aus. Schon die Regierung des schwachen und frommen Ludwig, obwohl er noch die ganze Macht seines Vaters in einer Hand vereinigte, bot eine günstige Gelegenheit, das Kaiserthum zu schwächen. Als derselbe im Jahre 817 seinen Sohn Lothar zum Mitkaiser ernannte, wußte man es durchzusetzen, daß er das Wahlrecht des Volkes bei Besetzung des Thrones in gewissen Grenzen anerkannte mit dem ausdrücklichen Bemerk: „auf daß kein Aergerniß in der heiligen Kirche entstände," während von einem eigentlichen Wahlrecht im Frankenreiche bis dahin niemals die Rede gewesen, wenigstens ein solches nie zur Geltung gekommen war, ja Karl ausdrücklich das Kaiserthum als erblich bezeichnet hatte. Wir sehen, die heilige Kirche ging bereits Hand in Hand mit den großen Vasallen auf Schwächung des Kaiserthums los, und man hatte die gleichen Interessen wohl erkannt. Und als nun gar der abscheuliche Hader zwischen Vater und Söhnen ausbrach, ward derselbe bald zu einem Kampfe nationaler und territorialer Interessen, und das Pabstthum mit den ihm ergebenen Bischöfen steht auf Seiten der pflichtvergeßenen Kinder, trotzdem Ludwig der frömmste Sohn der Kirche und der Geistlichkeit bis zur Schwäche ein gehorsamer Diener war.

Zu der schmählichen Mißhandlung des Vaters durch die Söhne kommt Pabst Gregor IV. selber über die Alpen, um sich an dieser Demüthigung des Kaisers zu weiden. Freilich das war diesmal und ging nicht immer so weiter, sondern auch das Pabstthum mußte hin und wieder noch manche derbe Abfertigung hinnehmen, und es bedurfte der schlimmsten Zeiten für das Kaiserthum, bevor es gänzlich zum gehorsamen Diener des Pabstes herabsank; da aber war es denn auch überhaupt mit seiner Macht vorbei, und es konnte weder nützen noch schaden. Noch im Jahre 829

zogen kaiserliche Sendboten nach dem Coelius und hielten in Gegenwart des Pabstes Gericht im Lateran, wobei sie Klagen benachbarter Aebte gegen den Pabst entgegennahmen und zu Ungunsten desselben entschieden. Unterstützt wurden die Kaiser in ihrem Widerstande gegen die sich mehrenden päbstlichen Ansprüche vielfach durch die Erzbischöfe, welche sich dem Pabste nicht unterordnen wollten und bis in die Zeiten Heinrichs IV. fast immer auf Seiten der Kaiser gegen den Pabst standen. So schreiben z. B. die Erzbischöfe von Köln und Trier dem Pabste Nicolaus I: „Du sollst wissen, daß wir nicht Deine Kleriker sind, wie Du Dich rühmst. Deinen Urtheilsspruch gegen uns verachten und verwerfen wir und verbannen Dich aus unserer Gemeinschaft." Noch also ist nicht allgemein anerkannt, was die pseudoisidorischen Decretalen von dem Ansehn und der Stellung des Pabstthums behaupten. Nach diesen sind die Päbste die höchsten Gesetzgeber, Richter und Verwalter der Kirche. Die römische Kirche ist das Muster aller übrigen; denn letztere sind von ihr ausgegangen. Sie hat den Primat über die andern Kirchen. Die wichtigsten Angelegenheiten der Bischöfe und die höchsten kirchlichen Fragen werden in Rom entschieden. Von allen Erzbischöfen und Bischöfen kann man an den Pabst appelliren, aber über dem Pabste giebt es keine Instanz.

Ebenso wie die Erzbischöfe Nicolaus I., fertigt Karl der Kahle den Nachfolger desselben, Hadrian II., ab, wenn er ihm auf einen unziemlichen Brief antwortet: „Wir möchten wohl wissen, wo der Verfasser jenes Briefes gefunden hat, daß ein König, der einen verbrecherischen Bischof nach dem Gesetz verurtheilt, denselben nach Rom schicken muß. Die Frankenkönige sind nicht Beamte der Bischöfe, sondern Herren des Landes."

Trotz aller solcher einzelnen Zurückweisungen gelang es doch den Päbsten, nach und nach die kaiserliche Autorität zu beseitigen und sich seit Karl dem Dicken gänzlich vom fränkischen Einflusse loszumachen, wenn sie gleich, noch unfähig auf eigenen Füßen zu stehen, statt dessen nun unter den Einfluß der römischen Großen geriethen und ein Spielball in den Händen derselben wurden. Ihre Erfolge verdankten sie dem Beistande der großen Vasallen, welchen ein starke Krone auf das äußerste zuwider war, und der immermehr hervortretenden Scheidung der Nationalitäten im großen Frankenreiche. Diese strebten, wenn auch ohne klares Bewußtsein, nach Selbständigkeit und Sonderung, und sobald der starke Wille eines Karl, welcher mit Gewalt das Widerstrebende zusammengehalten hatte, geschwunden war, mußte dies Streben sich sofort Luft machen und die künstlich zusammengefügte Einheit zu zersprengen suchen. Gefördert wurde dasselbe und gestärkt durch die Erbschaftsordnung der Dynastie, denn in der Regel theilte man doch nach den einzelnen Stämmen. Selbst wenn nun Karl ebenbürtige Nachfolger gehabt hätte, mußte es sehr schwer werden, Westfranken, Ostfranken, Sachsen und Longobarden zu einem

großen Ganzen zusammenzuschmelzen, da, obgleich zwar alle Germanen, doch durch die theilweise bedeutende Mischung mit romanischen Elementen eine so starke Verschiedenheit in Sprache, Sitte und Gewohnheiten sich bei ihnen herausgebildet hatte, daß sie kaum zu überwindende Hinderniße in den Weg legte. Wie nun aber erst, da die Nachfolger von seiner geistigen Tüchtigkeit so gut als nichts geerbt hatten! Thörichter Weise wurden sogar noch von den Karolingern selbst in dem Kampfe zwischen den Söhnen Ludwigs die Sonderinteressen der einzelnen Nationalitäten, welche der große Ahnherr zu beseitigen gesucht hatte, von neuem erregt und wachgerufen, wie denn Lothar, der Kaiser, die Sachsen unter dem Versprechen, ihre alten Freiheiten wieder herstellen zu wollen, zum Kampfe gegen seine Brüder aufrief.

Natürlich mußte so der Kaisername bald zu einem leeren Schalle werden, und auch das bisherige fränkische Königthum wurde bei seiner innigen Vereinigung mit dem Kaiserthume mit in dessen Fall gezogen und bedeutend geschwächt. Es sank nach und nach zu einer Unbedeutenheit herab, wie es eine solche kaum unter den schwächlichen Merowingern gehabt hatte. Jeder gegen das Kaiserthum geführte Schlag, er mochte kommen, woher er wollte, mußte allemal das königliche Ansehn mit treffen. Am tiefsten sank dasselbe im Reiche der Westfranken; dort war auch das Lehnswesen schon am weitesten in seiner Ausbildung vorgeschritten und hatte durch die von ihm begründete Machtstellung der Vasallen einen Uebermuth und eine Gier nach Länderbesitz bei diesen hervorgerufen, die schließlich alle königliche Autorität vernichten mußte. Das wichtigste Resultat jener inneren Wirren in Karls des Großen Reiche war hier, daß es den großen Vasallen im West-Frankenreiche gelang, die Erblichkeit ihrer Lehne durchzusetzen und das Königthum, das unter Karl einer zweifellosen Erblichkeit entgegengegangen war, zum vollendeten Wahlkönigthume zu machen. So wurde dort die Königskrone ein Spielball in den Händen der großen Vasallen, wie die Kaiserkrone, welche nun vorzugsweise an dem italienischen Theile des Reiches haftete, und auf deren Erblichkeit Karl einen ganz besonderen Nachdruck gelegt hatte, ein Geschenk des Pabstes. Erklärt doch schon Ludwig II., Lothars I. Sohn, ausdrücklich in einem Briefe an den byzantinischen Kaiser: „Durch die Salbung und Weihe des Pabstes haben wir die kaiserliche Würde erhalten.“ Er ist auch der erste Kaiser, welcher Stallmeisterdienste bei Sr. Heiligkeit verrichtete; denn bei der Krönung desselben ergriff er die Zügel des päbstlichen Pferdes und führte es zu Fuß, soweit ein Pfeil fliegt. Und als nach dem Aussterben der Linie Lothars zwischen seinen Brüdern, Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen, der Streit um Italien und die Kaiserkrone ausbrach, da vergab Pabst Johann VIII. die Kaiserkrone gegen alle Erbfolgeordnung an den jüngeren Bruder, Karl den Kahlen, den

dann auch die Großen Italiens zu ihrem Könige wählten. Dafür mußte er aber auch, als er nach Westfranken zurückkehrte, sich dort durch einen Wahlact seiner Großen noch einmal zum Könige erklären laßen, obwohl er das schon lange und nach den bisherigen Staatsgesetzen mit allem Rechte gewesen war. Auf diese Weise wurden Westfranken und Italien unbestrittene Wahlmonarchien, und als Arnulf im Jahre 887 seinen Oheim, den dicken Karl, auf dem Tage zu Tribur des Thrones entsetzen und sich zum Könige wählen ließ, da trat auch Ostfranken mit ein in die Reihe der Wahlreiche. Freilich blieb es, auch nachdem Karl der Kahle so das Wahlrecht seiner Großen anerkannt hatte, noch einige Zeit gewöhnlich, die Fürsten aus dem Hause des großen Karl zu nehmen, aber ganz nach Willkür und ohne bestimmtes Thronfolgegesetz, wie denn z. B. schon jüngere Söhne aus der Linie desselben Königs, welche bis dahin im Westfrankenreiche geherrscht hatte, zu Gunsten Karls des Dicken aus der ostfränkischen Linie übergangen wurden. Dergleichen war allerdings in der früheren Zeit bei den Franken auch vorgekommen, wie ja denn die Neffen Karls des Großen auch zu Gunsten ihres Oheims bei der Thronfolge übergangen waren, aber es war jetzt dem karolingischen Königthume viel gefährlicher als damals, weil die innere Schwäche und Zerrüttung des Reiches größer war als je.

Von allen Seiten also brach das Verderben über die Monarchie des großen Karl herein; das Kaiserthum hatte dieselbe nicht gekräftigt, sondern vielfach das Verderben heraufbeschworen; mit dem Reiche aber ging auch die Familie Karls ihrem Untergange entgegen. Das Ziel, eine christliche Universalmonarchie im Abendlande aufzurichten, welches sich die Karolinger gesteckt hatten, vermochten sie nicht zu erreichen, ihr Schicksal war damit entschieden. Im fruchtlosen Mühen verzehrten sie ihre letzten Kräfte und verschwanden dann gänzlich vom Schauplatz der Geschichte. Statt einer großen karolingischen Weltmonarchie bildeten sich im Abendlande nach und nach eine Reihe kleinerer Wahlmonarchien, zum Theil noch eine Zeit lang in Händen karolingischer Nachkömmlinge, zum Theil schon mit Fürsten aus anderen Familien an der Spitze. Das Kaiserthum Karls des Großen hatte nicht, wie es anfänglich schien, die Stürme der Völkerwanderung besänftigt, sondern war nur die Windstille gewesen, welche schlimmeren Orkanen voranzugehen pflegt; die Entwicklungen der germanischen Gestaltungen aus dem Chaos jener gewaltigen Bewegungen, welche man Völkerwanderung zu nennen pflegt, sollten ganz andere sein, als man gedacht hatte. Bevor es aber zu diesen neuen Bildungen kam, mußte die Masse erst noch tüchtig durchrüttelt und durchschüttelt werden.

Vorauszusehen war, daß zunächst sich drei Reiche aus dieser großen Völkermasse ausscheiden würden, das der Westfranken, Ostfranken und Italiener; jeder dieser Theile hatte schon seine eigenthümliche Sprache

und verstand die Sprache des andern nicht mehr. Auch in Sitten und Gewohnheiten schied sich der Westfranke von dem Ostfranken und Lombarden immer mehr; denn während in Ostfranken das germanische Wesen das herrschende blieb, wurde dasselbe in Westfranken und noch mehr in Italien von dem Romanenthum gänzlich absorbirt. Neben diesen drei Reichen traten bald noch einige, wie die von Hoch- und Niederburgund mit theils romanischen, theils germanischen Elementen, überall mit Wahlkönigen, erhoben durch die Geistlichkeit im Bunde mit den großen Vasallen, so daß die Annalen von Fulda darüber mit einer gewissen Ironie bemerken: „Im Frühjahre 888 gediehen in Europa die kleinen Könige." Die Kaiserkrone vergaben damals die Päbste schon ohne alle Scheu und rein nach Willkür an italienische oder burgundische Große, in der Regel an zwei zugleich, weil, wie Liutprand von Cremona bemerkt, die Italiener es liebten, zwei Herren auf einmal zu haben, um den einen mit dem andern zu schrecken. Kurz mit der Universalmonarchie Karls des Großen war es vorbei; denn kam auch noch einmal, wie unter dem dicken Karl, das Reich vorübergehend ganz oder doch nach seinen Hauptbestandtheilen wieder in die Hand eines Herrschers, die Aufgabe, im Innern die monarchische Autorität wieder herzustellen und nach Außen das Reich gegen die wilden anstürmenden Feinde zu schützen — Normannen, Slaven und Sarazenen hatten sich die inneren Zerrüttungen des Reiches zu Nutzen gemacht und waren von allen Seiten verheerend in dasselbe eingebrochen — diese Aufgabe ging über die Kräfte eines Menschen, auch wenn dieser nicht gerade ein dicker Karl war. Karls des Großen theokratische Weltmonarchie war auf immer dahin.

Das heilige römische Reich deutscher Nation, gegründet durch Otto den Großen.

Mit dem Untergange der theokratischen Weltmonarchie Karls des Großen hörten nicht die Versuche der Wiederherstellung einer solchen auf, ja verschwand nicht einmal der kaiserliche Titel. Freilich war letzterer vor der Hand eben auch nur ein ganz leerer Titel, den die Päbste irgend einem in Italien zur Herrschaft gekommenen Großen verliehen, wenn er gerade mit ihnen in gutem Einvernehmen stand oder sie mit Gewalt dazu zwingen konnte. Im übrigen Europa kümmerte man sich um diese italienischen Kaiser herzlich wenig, wenn man nicht Zeit hatte, mit ihnen um die Herrschaft Italiens zu kämpfen; von einer Suprematie über die übrigen Fürsten des Abendlandes war keine Rede und konnte keine Rede sein; denn es fehlte diesen Kaisern ja in der Regel in Italien selber alle Macht und alles Ansehn. Glücklichsten Falls blieb somit aller Wahrscheinlichkeit nach der Kaisertitel ein Titel des Herrschers von Italien, wenn es nemlich dort überhaupt noch zur Ausbildung eines nationalen Reiches kam. An eine Wiederherstellung des karolingischen Kaiserreiches dachte man auch in Italien kaum, wohl aber anderwärts. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß das Scheitern einer neueingeführten Staatsverfaßung selten die begeisterten Anhänger derselben veranlaßt, von neuen Versuchen ihrer Wiederaufrichtung abzustehen, selbst wenn die Schwierigkeiten im Laufe der Zeiten nicht geringer, sondern größer geworden sind.

Frankreich hat in der neusten Zeit zweimal eine Republik gehabt, und es fehlt auch jetzt gewiß nicht an Leuten, die dasselbe, sobald es möglich, zum dritten Male damit beglücken werden, sei es auch nur aus dem Grunde, weil aller guten Dinge drei sind. Karls des Großen Staat war unter seinen Nachfolgern in Stücke gegangen, Karls des Großen Staat wurde zum zweiten Male wiederaufgerichtet, als sein Urenkel, der dicke Karl, nach dem Tode seiner beiden Brüder alleiniger Herrscher in Ostfranken, nach dem Aussterben der Linie Lothars König von Italien und römischer Kaiser geworden war, und Westfranken mit Uebergehung der Nachkommen Karls des Kahlen sich ihm freiwillig unterwarf, weil es unvermögend war, sich die Normannen vom Leibe zu halten, und meinte, die wiederhergestellte Monarchie Karls des Großen würde Frankreich von den Normannen retten und dies und alle übrigen Theile des Reiches zur Ruhe und Ordnung bringen (884). Und wie bald war es mit der Herrlichkeit vorbei. Schon drei Jahre darauf fiel das Ganze wieder auseinander; der Raubzüge der Normannen waren nicht weniger geworden, statt der Ruhe und Ordnung, die man gehofft hatte, war Unruhe und Unordnung geblieben; das Alles aber hatte man vorher gehabt und nun auch noch; wozu da also noch ein Band fester knüpfen, was nachgerade schon unnatürlich zu werden anfing. Der dicke Karl verlor nun nicht nur Westfranken und Italien, sondern auch Ostfranken, wie Deutschland damals noch genannt wurde, ja er hatte zuletzt nicht einmal die nöthige Pflege und den nöthigen Lebensunterhalt in seinem Elende, und es war die höchste Zeit, als der Tod dem Leben dieses Oberherrn der abendländisch-christlichen Welt ein Ende machte.

Trotzdem nun so die Unmöglichkeit einer großen theokratischen Weltmonarchie sich wiederholentlich auf das klarste dargethan hatte, fehlte es doch, wie gesagt, nicht an solchen, die eine Wiederherstellung derselben ersehnten und anstrebten; ja man kann sagen, die theokratische Universalmonarchie Karls des Großen ist das politische Ideal des ganzen Mittelalters für die Hälfte der abendländischen Welt gewesen, wie Karl selber bald der gefeiertste Held der Sage und Dichtung wurde. Allerdings von einer solchen Sehnsucht nach Wiederherstellung der Einheit des Abendlandes, wie sie durch die Gemüther der Romanen nach der Völkerwanderung ging, ist nun keine Spur mehr zu finden, auch bei den romanischen Völkern nicht; denn auch bei ihnen ist das Gefühl politischer Zusammengehörigkeit schon verloren gegangen und die Scheidung in Nationalitäten im Beginnen. Die Völker also als solche sehnen sich nicht mehr nach der Universalmonarchie; wohl aber wird dieselbe nun das politische Ideal begabter Fürsten des Abendlandes, wie Karl ihr Ideal als König und Staatsmann. Unterstützung fanden sie zunächst wieder in ihrem Streben nach Verwirklichung ihres Ideals in der Kirche, vorzugsweise

bei denen, welche mit Betrübniß die immer größer werdende Verderbniß in derselben erkannten, und deren gab es nicht so wenig. Freilich das Pabstthum zählte für gewöhnlich zu diesen nicht; das war so gräulich verlumpt, daß die schlimmsten der alten römischen Imperatoren kaum noch etwas voraus hatten an Lasterhaftigkeit vor diesen Ehebrechern und Knabenschändern, mit welchen die beiden Marozias und die Theodora, jene bekannten zucht- und sittenlosen römischen Schönheiten, den Stuhl St. Peters besetzten. Diese liederlichen Gesellen konnten von ihrer Stellung in der Kirche, von den Plänen und Idealen ihrer Vorgänger kein Bewußtsein haben, und wären die Anhänger des Pabstthums keine anderen Leute gewesen, als die Inhaber desselben, dann sah es allerdings mit seiner Zukunft traurig aus. So aber gab es eine große Zahl Cleriker und Laien, die zwar mit Schmerz und Unwillen auf die Gräuel sahen, mit denen der römische Stuhl besudelt wurde, die aber nichts desto weniger im Pabste die einheitliche Spitze der Kirche gewahrt und geehrt wissen wollten und mit klarem Bewußtsein auf eine Reformation der Kirche und auf eine Befreiung derselben von weltlichen Gewalten losgingen. Freilich, um eine solche zu erreichen, bedurfte es zunächst wieder des weltlichen Armes; denn aus sich selber vermochte die Kirche nicht dahin zu kommen. Ein solcher und zwar berechtigter weltlicher Arm war das Kaiserthum, wie es Karl der Große gegründet hatte; sollte daher etwas für die Verbesserung und Reinigung der Kirche geschehen, so mußte zunächst Bedacht darauf genommen werden, daß ein ächtes Kaiserthum wiederhergestellt wurde. Mit dem Verfall des Kaiserthums war nemlich auch die kirchliche Ordnung und Zucht verfallen, weil damit die Kirche in die Hände des räuberischen, gewaltthätigen und zuchtlosen römischen Adels gerathen war; die Wiederherstellung eines mächtigen Kaiserthums mußte sie wieder aus den Händen derselben freimachen, mußte um seiner selbst willen der reformatorischen Partei zum Siege verhelfen.

Diese reformatorische Partei also, deren Consequenzen allerdings auf eine vollständige Selbständigkeit und Freiheit der Kirche hinausgehen mußten, wünschte jetzt eine Erneuerung desselben, weil sie einsah, daß eine längere Dauer der nunmehrigen Zustände in der Kirche unausbleiblich den Ruin derselben herbeiführte. Auf den Beistand dieser Partei — und sie war nicht schwach — konnte also derjenige Fürst des Abendlandes rechnen, welcher sich zur Aufgabe gemacht hatte, das Kaiserthum Karls des Großen wiederherzustellen.

Es schien jedoch lange, als wollte sich ein solcher Fürst nicht finden. Im Westfrankenreiche führten zwar nach dem Tode Odo's, welchen sich die Großen des Reichs nach der Entthronung des dicken Karl zum Könige gesetzt hatten, wieder Nachkommen Karls des Großen den königlichen Namen, aber eben auch nur den Namen; denn von königlicher Macht

war bei ihnen nicht die Rede. Wie konnten sie, die nicht einmal in Frankreich zur Geltung kommen konnten, daran denken, das Universalreich ihres großen Ahnherrn wiederherstellen zu wollen! Neben ihnen hatte sich auch schon eine ziemlich unabhängige Macht in den Herzögen von Franzien ausgebildet, die ihnen voraussichtlich in kurzer Zeit dasselbe Schicksal bereiten mußten, welches ihre Vorfahren dereinst den Merowingern bereitet hatten. Westfrankenland ging mit schnellen Schritten der vollen Ausbildung einer Nationalität entgegen, und waren auch die Verhältniße noch durch und durch unklar und verworren, so viel ließ sich doch schon erkennen, daß hier, in dem nun schon ganz romanisirten Theile der karolingischen Monarchie, die Zeiten der politischen Ideen und Principien Karls des Großen vollständig vorüber waren, und daß in dem Hause der Capetinger eine neue nationale Königsdynastie heranwuchs. Bis diese aber daran denken konnte, ihre Macht nach außen auszudehnen, hatte es noch gute Weile, obenein waren diese Capetinger viel zu nüchterne Leute, als daß sie sich hätten für so große politische Ideale begeistern können.

Noch weniger, als die Herrscher des Westfrankenreiches, konnten die Könige von Burgund an die Wiederherstellung der theokratischen Weltmonarchie Karls des Großen denken. Freilich hatte König Rudolf von Hochburgund beide burgundischen Reiche zu einem Ganzen vereinigt, aber trotzdem war die königliche Macht hier noch mehr durch den Adel geschwächt, als in Frankreich und ganz unselbständig. Ob es in diesem Reiche, das aus germanischen und romanischen Theilen zusammengesetzt war, wirklich noch zur Ausbildung einer eigenen Nationalität kommen, ob die Verhältniße sich noch consolidiren und zum Abschluße gelangen würden, war sehr fraglich. Es war wenigstens hier ebensoviel Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß die beiden Nationalitäten sich schließlich doch scheiden und theils an Deutschland, theils an Frankreich fallen würden. Es ist, wie jeder Geschichtskundige weiß, keins von beiden geschehen, sondern das ganze Reich ist endlich, nachdem es lange mit Deutschland vereinigt gewesen, seinen Hauptbestandtheilen nach in die Hände Frankreichs gekommen. Also eine Aufnahme der politischen Pläne Karls des Großen durch den Burgundischen König ließen die Verhältniße dort noch weniger zu, als in Westfranken.

Etwas günstiger schienen schließlich doch noch die Verhältniße in Italien, der alten Heimat des Kaiserthums zu werden. Hier hatte bald nach 900 Hugo von der Provence, die inneren Verwirrungen klug benutzend, eine Königsherrschaft begründet, der er durch Härte und Entschiedenheit ein seit lange in Italien nicht gekanntes Ansehn zu verschaffen wußte. Um sich vor seinem Gegenkönige Rudolf von Hochburgund sicher zu stellen, schloß er mit ihm einen Vertrag, nach welchem er ihm seine burgundischen Länder abtrat, dieser aber dafür seinen Ansprüchen auf

Italien entsagte. Nach Rudolfs Tode suchte er noch durch eine Doppelheirath mit dem burgundischen Königshause seine Macht zu heben; er heiratete Rudolfs Witwe, und seinen Sohn Lothar vermählte er mit dessen Tochter Adelheid. Es schien sich unter ihm also im nördlichen Italien ein Kern bilden zu wollen, der über kurz oder lang sich die noch in den Händen der Griechen und Araber befindlichen Theile Italiens anfügen und so die Vereinigung Italiens zu einem Reiche vollziehen konnte. Aber an die Wiederherstellung des karolingischen Kaiserthums konnte auch Hugo nicht denken, wollte es ihm doch nicht einmal gelingen, Rom seiner Herrschaft zu unterwerfen; dies blieb in der Gewalt liederlicher Weiber und gewaltthätiger Adeliger. Obenein hatte ein König von Italien wohl am wenigsten auf die Unterstützung der reformatorischen Partei in der Kirche bei der Erstrebung der Kaiserkrone zu rechnen, ein solcher war eben für die Selbständigkeit der Kirche zu gefährlich.

Aehnlich und nicht besser stand es um diese Zeit in Ostfranken oder, wie wir dies Land von nun an nennen wollen, in Deutschland. In diesem Reichstheile, wo die Institutionen Karls nur unter großem Wiederstreben Eingang gefunden hatten, wo die Herabdrückung der alten, die Sonderung der einzelnen Stämme repräsentirenden Volksherzöge zu königlichen Beamten nur mit Aufbietung aller Kräfte durchgesetzt war, wo endlich die germanische Eigenthümlichkeit sich am reinsten erhalten hatte, in diesem Reiche waren in den Wirren der späteren karolingischen Zeit die Stämme fast ganz wieder aus einander gegangen, und an der Spitze derselben standen wieder Volksherzöge mit einer Macht, welche der Ausbildung eines starken Königthums und einer nationalen Einheit unüberwindliche Hindernisse entgegenzusetzen schien. Diese Volksherzöge, welche vielfach aus den Familien alter Stammeshäuptlinge hervorgegangen waren, sah das Volk bald als die eigentlichen rechtmäßigen Herren des Landes an und hielt die Ansprüche des Königs für unberechtigt und usurpatorisch, so daß wir fast jedesmal in den Kämpfen der Herzöge gegen die Krone, die Sympathien des Volkes auf Seiten des aufrührerischen Vasallen sehen. Er wird gefeiert als Held, während der König als Tyrann dargestellt wird. Diese Bemerkung können wir, beiläufig gesagt, noch viele Jahrhunderte später machen, als das deutsche Königthum bereits mit seinem Glanze alle Herrscher der Erde weit überstrahlte und Deutschland durch dasselbe das erste Volk Europas geworden war. Die Herzogsgewalt ist bei dem Volke beliebter, als das über allen Stämmen stehende Königthum. Besonders in den letzten karolingischen Zeiten war der Ausfluß der Herzogsgewalt aus der Königsmacht fast ganz in Vergeßenheit gerathen, während das Andenken alter Selbständigkeit unter eigenen Stammesoberhäuptern, was ja eben vieler Orten nie ganz vergeßen war, immer lebendiger wurde. Fünf große Herzogthümer hatten sich nach und nach in Deutschland

gebildet, Bayern, Schwaben oder Allemannien, Lothringen, Franken und Sachsen, die oft nur noch ganz lose zusammenhingen. Die Herzöge hatten in ihren Ländern volle Souverainität und waren von dem Könige so gut als ganz unabhängig. In dem vergeblichen Kampfe, sie wieder zu königlichen Beamten herabzudrücken, hatten die letzten Könige karolingischer Abkunft bis auf Konrad von Franken ihre Kräfte verzehrt; die Königskrone war ihnen zur Dornenkrone geworden, und Deutschland schien in fünf gesonderte, selbständige Staaten zerfallen zu sollen. Zweierlei allein konnte dies Auseinanderfallen noch hindern, nemlich einmal das gemeinsame kirchliche Band, welches sich um alle Stämme schlang, und zum andern der gemeinsame Kampf gegen die gemeinsamen Feinde. Die furchtbarsten dieser Feinde waren die Magyaren. Unter ihren Raubzügen hatten alle deutschen Stämme seit der unglücklichen Schlacht 907 zu leiden; ein Sieg über diese mußte das Gefühl der Zusammengehörigkeit wesentlich kräftigen, zu einem solchen Siege vermochte es aber weder Ludwig das Kind, noch Konrad zu bringen. Bald fand sich jedoch der Mann, welcher durch einen solchen Sieg über die Magyaren, durch kluge Schonung der Stammesinteressen und durch seine starke Willensenergie die auseinanderfallenden Theile zu einer nationalen Einheit und das Königthum zu einer entschiedenen Machtstellung führte, nach welcher die übrigen Theile des karolingischen Reiches noch lange ringen mußten, und welche sie zum Theil niemals erreicht haben. Es war Heinrich I., der Gründer eines deutschen Volkes, der Schöpfer eines deutschen Reiches, der Stern reinsten Lichtes an dem weiten Firmamente unsrer Vergangenheit, wie ihn von Sybel nennt. Er vermied die Klippen, an welchen das karolingische Königthum gescheitert war, und schlug neue Bahnen ein.

Zweierlei Ursachen hatten besonders das Verderben der letzten Könige vor Heinrich herbeigeführt und das deutsche Reich dem Untergange nahe gebracht, das Streben der Könige nach Vernichtung der Stammeseigenthümlichkeiten und die damit verbundene gewaltsame Concentrirung aller Macht in einer Hand und die Vermischung weltlicher und geistlicher Dinge, die von dem Kaiserthume entlehnte Anschauung von der Königswürde als höchster geistlicher und weltlicher Obrigkeit. Heinrich, welcher mit klarem Blicke, wie selten einer, die Verhältniße durchschaute und nur das nothwendige erstrebte, vermied beides; er wollte kein Herrscher sein nach der Idee Karls des Großen; das von ihm erstrebte Königthum war ein rein germanisches. Um zu zeigen, daß er kein König nach der Auffaßung der Karolinger sein wolle, wies er nach seiner Wahl die Krönung durch Priesters Hand zurück. „Mir ist es genug“, sprach er zum Erzbischof Heriger von Mainz, „daß ich zum König erwählt worden bin und diesen Namen führe; das hat kein Sachse vor mir erreicht. Gottes Gnade und eurer Liebe danke ich es. Aber damit sei es genug; Salbung und

Krönung sei einem bessern vorbehalten, ich bin so großer Ehren nicht würdig". Dazu blieb Heinrich nach wie vor ein Sachse; niemals hat er die weite sächsische Kleidung mit der knappen fränkischen vertauscht; er wollte kein Franke werden, obwohl diesen eigentlich nach der Tradition die Herrschaft in deutschen Landen zustand; denn er wußte sehr wohl, wo er den Schwerpunkt seiner Macht zu suchen hatte. Mit schonender Hand und großer Mäßigung, aber zugleich mit Kraft und Entschiedenheit suchte er die getrennten Theile wieder zu verbinden, und weil er nur überall das Erreichbare, Zweckmäßige und Nothwendige forderte, fand er nach und nach selbst bei einem Burkhard von Schwaben und Arnulf von Bayern Gehorsam und Treue. Die Volksherzogthümer ließ er als naturgemäße Schöpfung und Repräsentation der einzelnen Stämme ruhig bestehen und verlangte nur, daß man ihn als den obersten Herrscher des Ganzen anerkannte. Die Einheit des Reiches blieb allerdings so vor der Hand eine sehr lose, und doch gab sie dem Könige schon eine Macht in die Hand, wie sie seit Karl dem Großen kein anderer Fürst des Abendlandes besessen hatte. Diese Verfassung war zunächst für Deutschland die beste; denn sie war den Verhältnißen angemessen. Heinrich überließ es seinen Nachfolgern, dieselbe weiter auszubauen, und es war bei weiterer Entwicklung für unser Vaterland Großes davon zu hoffen.

Mit den Angelegenheiten der übrigen einst dem Karolingerscepter unterworfenen Länder befaßte sich Heinrich durchaus nicht, beanspruchte auch keine Oberhoheit über dieselben. Wo es galt, wie in Lothringen, alte deutsche Rechte zu wahren, da griff er frisch zu, die außerdeutschen Angelegenheiten aber ließ er gehen, wie sie wollten.

Indem Heinrich nun auf solche Weise in Deutschland die Besonderheit der einzelnen Stämme schonte, gelang es ihm doch, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wesentlich zu stärken; indem er Kirchliches und Weltliches streng auseinander hielt, vermied er die übelsten Conflicte, und indem er von den Angelegenheiten fremder Völker fern blieb, konnte er seine ganze Kraft den heimischen Angelegenheiten und der Wiedergeburt des Vaterlandes zuwenden. Das gelang ihm denn auch vortrefflich; im Innern seines Reiches war bis zu seinem Tode Ruhe; die Herzöge waren treu und gehorsam, weil sie bald merkten, daß sie von solcher einheitlichen Königsmacht keine Gefährdung ihres Ansehns zu befürchten hatten, wohl aber als Glieder des großen Ganzen eine kräftigere Stellung nach außen und einen starken Schutz gegen alle Angriffe gewannen. Die furchtbaren Feinde, welche von allen Seiten viele Jahre lang die deutschen Fluren verheert und den deutschen Namen zu Schanden gemacht hatten, die Ungarn und Slaven, wurden gedemütigt und in ihre alten Grenzen zurückgedrängt, mit den verwandten Angelsachsen in Britanien wurden Verbindungen angeknüpft, und niemals war die europäische Stellung Deutschlands tüchtiger

und ehrenhafter, als am Schluße von Heinrichs Regierung. Gingen seine Nachfolger auf diesem Wege weiter, so mußte nach menschlichem Ermeßen Deutschland bald zu einer festen nationalen Einheit, zu einer gewaltigen Machtfülle, zu dauernder Herrschaft von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee, vom Ardennerwalde bis zur Oder und Weichsel gelangen; als erste geschloßene, compacte Gesammtheit aus dem Gewirre romanisch-germanischer Völker hervorgegangen, mußte das deutsche Volk das erste Volk Europa's werden.

Durch diese Ordnung der deutschen Verhältniße unter Heinrich I. und durch die von ihm ausgegangene Bildung einer starken Königsmacht in Deutschland, war es aber auch möglich geworden, daß ein deutscher König daran denken konnte, die theokratische Weltmonarchie Karls des Großen wiederherstellen zu wollen; ja vielleicht ist Heinrich selber, wenn wir der Nachricht seines Geschichtsschreibers Widukind Glauben schenken dürfen, in seinem Alter selber noch drauf und dran gewesen, sein bisheriges Regierungssystem aufzugeben, nach Rom zu ziehen und sich die Kaiserkrone zu holen. Das deutsche Königthum allein hatte wirklich dazu die Kraft, und wenn man nach einem Rechtstitel für solche Pläne suchte, so fehlte es daran auch nicht. In Ostfranken oder Deutschland lag die alte Hauptstadt Karls des Großen, Aachen, Ostfranken galt als der Grundstock der karolingischen Monarchie; seine Könige hatten bis noch vor 40 Jahren den Kaisertitel geführt, und wenn irgend ein Fürst Europas, so konnte der deutsche König Ansprüche an die Kaiserkrone machen. Freilich der Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung einer theokratischen Universalmonarchie entgegenstellten, waren seit Karl noch vielmehr geworden, als schon bei seinen Lebzeiten waren. Aber verlockend war es, die neugekräftigte deutsche Königsgewalt zur Verwirklichung theokratisch-universalistischer Staatsideen zu benutzen, und wenn auch Heinrich ihr widerstanden hat, so konnte doch schon Heinrichs Sohn Otto solcher Lockung nicht widerstehen. Schon er gab das Regierungssystem seines Vaters auf, und die alten karolingischen Herrscherideen wurden in ihm wieder lebendig. Ihm genügte es nicht, durch Wahl König der Deutschen geworden zu sein, durch Priesters Hand ließ er sich im Münster zu Aachen, dem alter Herrschersitz Karls, zum König salben und sich die Insignien der Herrschaft anlegen, er selber bekleidet mit den knappen Gewändern der Franken. Sein Ehrgeiz wollte, daß er der Nachfolger des großen Karl sei, und unstreitig war schon damals sein Blick auf die Wiederherstellung des großen karolingischen Kaiserthums gerichtet. Von seiner Herrscherwürde hatte er eine ganz andere Auffaßung, als sein großer Vater sie gehabt; jede Beleidigung gegen sich hielt er für eine Beleidigung der Majestät Gottes, und es hat schwerlich je einen Herrscher gegeben, der auf das „von Gottes Gnaden" einen größeren Nachdruck legte, als Otto. Wie hoch ihm die königliche

Macht stand, zeigt sich schon darin, daß er jedesmal zuvor fastete und betete, ehe er das königliche Diadem auf seine Stirn setzte.

Schwere Hindernisse standen, wie gesagt, Otto bei der Erreichung seines Zieles entgegen, schwerere, als sie Karl zu überwinden gehabt hatte; aber Otto war nicht der Mann, sich durch Hindernisse schrecken zu laßen. Mit einer solchen Monarchie, wie er sie erstrebte, war einmal eine Stellung, wie sie die Herzöge unter seinem Vater innegehabt hatten, unvereinbar; diese mußten nun vielmehr zu königlichen Beamten herabgedrückt werden. Daß die übrigen Theile der karolingischen Monarchie unter eigenen Königen standen, schien zwar kein Hinderniß, diese Könige konnten ruhig bleiben, da man meinte, der Glanz der kaiserlichen Würde werde vielmehr dadurch nur erhöht, daß er auch über Könige herrsche, wie ja denn Karl der Kahle aus diesem Grunde nach seiner Kaiserkrönung den Herzog Boso zum Könige gemacht hatte; aber die kaiserliche Oberherrschaft über diese Könige zur Anerkennung zu bringen, war schwer, weil jene sich in ihrem Widerstreben gegen solche Anerkennung nun schon auf das wenn auch immerhin erst im Entstehen begriffene Nationalitätsbewußtsein ihrer Völker stützen konnten. Vollständig gelungen ist Otto weder die Herabdrückung der Herzöge zu königlichen Beamten, noch hat er die allgemeine Anerkennung seiner Oberhoheit in allen Theilen der ehemaligen karolingischen Monarchie erreicht. Zwanzig Jahre hat er gekämpft mit den Herzögen, vielfach hat er sie gedemüthigt; aber sie zu bloßen Kronbeamten zu machen, vermochte er doch nicht. Endlich mußte er sich damit begnügen, die Herzogthümer nach und nach in die Hände seiner Familie zu bringen; Bayern erhielt sein Bruder Heinrich, einst sein gefährlichster Widersacher, später das ergebenste Werkzeug seiner Pläne, Schwaben erhielt sein ältester Sohn Ludolf, Lothringen sein Schwiegersohn Konrad, der Rothe genannt, und Sachsen gab er seinem Freunde Hermann Billing. Aber auch so fand er in seinen Plänen noch manichfachen Widerstand; mußte er es doch sogar erleben, daß sein eigener Sohn Ludolf im Bunde mit seinem Schwiegersohne und Liebling Konrad sich gegen ihn auflehnte und ihn fast um Krone und Reich gebracht hätte, eben als er im Begriffe war, das heißersehnte Ziel seines Ehrgeizes, die römische Kaiserkrone, auf sein Haupt zu setzen.

Noch schlimmer als hiermit stand es um eine allgemeine Anerkennung seiner Oberherrschaft in den übrigen karolingischen Ländern, in Westfranken, Burgund und Italien. Hier mußte mit großer Geduld und Klugheit auf das vorgesteckte Ziel losgegangen werden, um nicht sofort Alles zu verderben. Vor der Hand suchte es Otto wenigstens in diesen Ländern nicht zu festen Gestaltungen kommen zu laßen, sondern die inneren Verwirrungen und den Kampf der Parteien zu erhalten, weil er dabei allein hoffen konnte, einen Einfluß auf die Verhältniße dieser Reiche und

eine schließliche Anerkennung seiner Oberhoheit zu erlangen. Darum unterstützte er denn bald die Herrscher gegen die Vasallen, bald die Vasallen gegen die Herrscher.

In Frankreich, wo Herzog Hugo Capet im Begriff war, den letzten Rest karolingischen Schattenkönigthums zu beseitigen und ein nationales Königthum zu begründen, unterstützte er anfänglich diesen, wandte sich jedoch von ihm ab und dem Karolinger zu, als Hugo so eben die volle Herrschaft an sich reißen wollte. Ebenso verfuhr er auch in Italien, wo er dem Könige Hugo, jenem schon oben erwähnten klugen und energischen Burgunder, einen gefährlichen Gegner in einem der Vasallen desselben erweckte, den Berengar von Friaul. Als aber Hugo und auch sein Sohn Lothar bald starben, und Berengar selber nach der Krone griff, da wandte er sich von ihm, nahm sich der bedrängten Wittwe Lothars, der Adelheid, an, vermählte sich mit derselben und machte nun selber Ansprüche auf die italienische Königskrone. In Burgund verband er sich mit einer Partei des Adels, brach dann mit Heeresmacht in das Land und ließ sich von König Konrad den Lehnseid leisten.

Zu etwas weiterem hat es Otto nicht zu bringen vermocht, als zur Herrschaft in Italien, um die er noch im harten Kampfe mit seinem früheren Schützling Berengar ringen mußte, zu einer Oberlehnsherrlichkeit über Burgund und zu einer Beeinflußung der französischen Angelegenheiten. Die französischen Könige waren und blieben selbständige Fürsten neben ihm. Die schon zu weit vorgeschrittene Sonderung und Ausbildung der Nationalitäten ließ eben ein Mehreres nicht mehr zu. Die Kaiserkrone sich aufs Haupt zu setzen, daran konnte er erst ernstlich denken, nachdem er das obere Italien seiner Herrschaft unterworfen hatte, und selbst da bedurfte es noch einer günstigen Gelegenheit, wenn er nicht wie einst König Hugo vor den Thoren Roms unverrichteter Sache wieder umkehren wollte.

Diese günstige Gelegenheit fand sich endlich zwölf Jahre vor seinem Ende, im 26. Jahre seiner Regierung. In diesem Jahre forderte ihn nemlich der Pabst selber — es war Johann XII., ein Heliogabal auf St. Peters Stuhl — bedrängt von Berengar, auf, nach Rom zu kommen, um ihn von seinem Dränger zu befreien und sich die Kaiserkrone zu holen. Otto kam, besiegte den Berengar und wurde am 2. Februar 962 in Rom zum Kaiser gekrönt. Von diesem Tage an sind die deutschen Könige zugleich römische Kaiser gewesen bis auf Franz II., wenn auch nicht alle gekrönte, so doch erwählte. An diesem Tage wurde das heilige römische Reich deutscher Nation gegründet, und seit diesem Tage haben sich Deutschland und Italien auf viele Jahrhunderte gegenseitig unglücklich gemacht.

Otto also hatte sein Ziel erreicht; nach unsäglichen Kämpfen und Mühen war er der wirkliche Nachfolger Karls des Großen geworden und

hatte das Reich desselben wieder aufgerichtet. Vergleichen wir aber nun einmal die neue theokratische Weltmonarchie Ottos mit der früheren karolingischen und sehen wir, ob sie denn auch wirklich dasselbe ist, wie jene. Ottos Herrschaft erstreckte sich über Deutschland und den größesten Theil Italiens, und nur in diesen Ländern konnte er Herrscherrechte beanspruchen. Frankreich und Burgund standen zwar unter seinem Einfluße, blieben aber sonst durchaus selbständig. Während also nach dieser Seite hin das neue Kaiserreich eine viel geringere Ausdehnung hatte, als das Reich Karls des Großen, und so in der abendländischen Christenheit nicht untergeordnete Staaten neben sich bestehen lassen mußte, waren seine Grenzen dagegen nach Osten hin weiter geworden. Polen und Böhmen, ja zeitweilig auch Dänemark waren dem Kaiser lehnspflichtig, und es schien hier wieder eingebracht, was dort fehlte.

Der ganze Zusammenhang des neuen Reiches war jedoch ein viel loserer, als der des Frankenreiches gewesen war, und vielfach sogar nur ein scheinbarer. Selbst Italien, das Karl noch nach fränkischer Weise eingerichtet und durch Franken hatte verwalten lassen, blieb ein gesondertes Reich mit eigener Kanzlei, besonderen Beamten und eigenen Reichstagen, und der ganze Verband desselben mit Deutschland war im Großen und Ganzen nichts weiter, als der einer Personalunion der Herrscher. Unteritalien blieb sogar trotz aller Anstrengung in den Händen der Griechen und Sarazenen, und die östlichen Länder, Polen, Böhmen und das Wendenland, nahmen zu dem neuen Kaiserreiche keine andere Stellung ein, als etwa England zu dem des großen Karl und blieben daher so gut als selbständig trotz aller Oberlehnsherrschaft. Dazu vermochte Otto, wie wir schon früher gesehen haben, die territoriale Gewalt der Herzöge nicht wieder zu brechen, und es blieb somit seine Herrschaft selbst in den Ländern, die er als König beherrschte, immer nur eine beschränkte, kam also auch in diesem Punkte lange nicht der Herrschaft Karls des Großen gleich. England und die spanischen Reiche standen zu dem neuen Kaiserreiche in gar keinem Verhältniße; ja, König Edgar von England nannte sich nun gleichsam Otto zum Hohne auch einen Imperator Augustus und Kaiser über alle Könige und Nationen auf den Inseln des Oceans.

Es ist nicht zu leugnen, das neue Kaiserreich war noch sehr unfertig, als sich Otto die Krone in Rom auffsetzen ließ; ein großer, sehr locker zusammenhängender Staatenverein mit monarchischer Spitze, das war Alles. Dazu war auch die Stellung des neuen Kaisers zum Pabstthume eine ganz andere, als die Karls des Großen. Otto war freilich ebensowohl als Karl durch einen bedrängten Pabst zu Hülfe gerufen und durch einen geretteten Pabst gekrönt worden; aber während Karl und Karls Vorfahren schon seit vielen Decennien die Stützen des Pabstthums gewesen waren, und das Pabstthum sich diese Stützen durch die Kaiserkrone

dauernd zu machen suchte, war das Verhältniß Ottos zum Pabste nur ein durch die Noth des Augenblickes hervorgerufenes, und der Pabst würde seine Hülfe nicht erbeten haben, wenn er irgend andere zu finden gewußt hätte. Als daher Johann XII. kaum seinen Dränger Berengar durch Otto unschädlich gemacht sah, da erhob er sich im Vereine mit seinem alten Feinde gegen den so eben von ihm gekrönten Kaiser, und Otto mußte wenige Tage nach seiner Krönung schon das Schwert gegen den Pabst ziehen und ihn des Stuhles Petri für entsetzt erklären lassen. Das bisherige Pabstthum war also dem Kaiserthume von vornherein entschieden feind, dagegen aber fand dasselbe eine Unterstützung an jener oben erwähnten reformatorischen Partei in der Kirche. Es waren dies dieselben Leute, welche dem Pabstthume eine ganz andere und viel höhere Stellung zugedacht hatten, als seine letzten Träger, eine Stellung, für welche diese nicht einmal ein rechtes Verständniß hatten. Die letzten Päbste wollten das Pabstthum gebrauchen, um mittelst desselben römische oder höchstens italienische Tyrannen zu werden; die reformatorische Partei wollte dem Pabstthume eine universelle Stellung geben und durch dasselbe die Kirche zur Freiheit und Selbständigkeit vom Staate und der weltlichen Herrschaft führen. Ihr Pabstthum war das der pseudoisidorischen Decretalien. Wollten sie aber irgendwie ihre Pläne erreichen, so mußte das Pabstthum vor allen den Händen römischer Adelsfractionen entwunden werden; dazu aber bedurften sie nothwendig der Hülfe durch den Kaiser. Daher ihr Anschluß an das Kaiserthum; daß sie freilich sehr leicht der gefährlichste Gegner desselben werden konnten, ja, wenn schließlich mit Hülfe des Kaiserthums dies allein nur noch der Freiheit und Selbständigkeit der Kirche hindernd im Wege stand, werden mußten, das liegt auf der Hand. Zunächst aber gelangten Otto und seine Nachfolger durch Unterstützung dieser Partei zu großem Einfluße in kirchlichen Dingen. Die Römer mußten ihm geloben, nie ohne seine Einwilligung einen Pabst zu wählen, und das Bestätigungsrecht bei Pabstwahlen hat dem Kaiser Niemand streitig zu machen gewagt. Hatte er aber solchen Einfluß auf die Besetzung des obersten Bischofsstuhls der Christenheit, so versteht es sich von selbst, daß sein Einfluß auf die Besetzung der anderen Bischofssitze noch größer war. Diese haben denn auch die Kaiser zumeist ganz nach eigenem Ermeßen besetzt. Auf kirchlichem Gebiete hatte also das neue, deutsche Kaiserthum im Ganzen die Stellung des alten karolingischen wiedergewonnen; aber die Gefahren waren auch hier viel schlimmer geworden und ein Kampf um diese Stellung auf Leben und Tod ziemlich sicher voraussichtlich. Otto fühlte auch wohl, auf wie schwachen Füßen seine kaiserliche Gewalt ruhe, und suchte derselben möglichst viel Stützen zu verschaffen. Wie wäre es sonst erklärlich, daß er, der gewaltige Mann, sich so sehr um die Anerkennung des byzantinischen Hofes mühte und mit

oft kaum begreiflicher Demut verwandtschaftliche Beziehungen anzuknüpfen suchte mit jenen elenden Priesterkaisern, die sich als Morgensterne und bleiche Schrecken der Sarazenen in der Sofienkirche ansingen ließen, bis ihnen von einem andern neuaufgehenden Morgensterne und bleichen Schrecken der Bart ausgerauft, die Augen ausgestochen und das Haupt gespalten oder die Gurgel zusammengeschnürt wurde.*) Für seine Deutschen bedurfte er zwar einer Anerkennung dieser Kaiser und einer Verwandtschaft mit ihnen nicht, aber für Italien, wo die oströmischen Kaiser noch Besitzungen hatten, die Otto gern durch Heirat mit seinem Reiche vereinigt hätte. Darum suchte er am byzantinischen Hofe unter vielen Demütigungen das zu erreichen, was die viel schwächeren Häuptlinge der Russen und Bulgaren mit leichter Mühe erreicht hatten. Nach vielen fruchtlosen Bemühungen kam es endlich auch zu einer Verheiratung seines Sohnes und Thronerben mit einer griechischen Prinzessin, freilich weder zum Heile seines Reiches, noch seiner Nachfolger.

Auf die Entwicklung der deutschen Verhältniße hat die Erwerbung der Kaiserkrone durch die deutschen Könige und die Verbindung mit Italien nur ungünstig gewirkt. Freilich wurde der deutsche König dadurch der erste Monarch unter den Fürsten Europas und das deutsche Volk das erste unter den Völkern desselben; aber war denn das Gleiche nicht schon unter Heinrichs Regierung der Fall gewesen auch ohne Italien und Kaiserkrone? Dies äußere Certificat aber, daß man die erste Nation und der deutsche König der erste Monarch Europas sei, mußte theuer erkauft werden; die Blüte des deutschen Volkes liegt in italienischer Erde begraben, und alle Ströme deutschen Blutes haben Italien doch nicht an Deutschland zu fesseln vermocht. Aber, sagt man, der geistige Gewinn, die dauernde Verbindung mit dem Lande der klassischen Bildung und die dadurch bewirkte Ueberleitung derselben zu uns, die darf man nicht zu gering anschlagen, die muß uns eben mit den anderen schlimmen Folgen dieser Vereinigung aussöhnen! Es ist nicht zu leugnen, daß an dem Hofe der Ottonen klassische Bildung gehegt und gepflegt wurde, und daß dies wohl neben der Liebe dieser Fürsten zu Kunst und Wissenschaft seinen Grund in dem politischen Verhältniße zu Italien und Griechenland gehabt haben mag; aber von großer Dauer muß diese Beschäftigung mit den Klassikern und ihr Einfluß auf die Bildung des deutschen Volkes doch nicht gewesen sein, sonst hätte wohl nicht so kurze Zeit nach den Ottonen der, dessen Sinn nach höherer Bildung stand, sie in Frankreich suchen müßen, wie Williram, ein Geistlicher damaliger Zeit, in seiner Vorrede zum hohen Liede klagt. Als aber später die Humanisten wirklich klassische Bildung aus Italien nach Deutschland brachten, da war die politische

*) Luitp. Legatio c. 10.

Verbindung beider Länder schon so gut wie gelöst, und der Kaisername ein leerer Schall. Woher haben denn auch Frankreich und England, die doch im Mittelalter wahrlich den Deutschen an Gelehrsamkeit und klassischer Bildung nicht nachstanden, diese, da sie dieselbe doch nicht mit Strömen Blutes erkauft haben, und ihre Könige keine römische Kaiserkrone trugen? Nein, mit der gepriesenen klassischen Bildung, die durch die Erwerbung der Kaiserkrone und durch den Verband mit dem alten klassischen Lande nach Deutschland übergeführt sein soll, ist es nicht weit her; dagegen wurde dadurch etwas ganz anderes nach Deutschland hinübergebracht, nemlich italienische Sittenlosigkeit und Lüderlichkeit. Wie klagen nicht gleichzeitige Schriftsteller bald nach jener Zeit über das immer weiter um sich greifende sittliche Verderben, wie häufen sich Gattenmord und Ehebruch auf deutscher Erde, gerade kurz nachdem Deutschland und Italien mit einander vereinigt sind! Die Verbindung Deutschlands mit Italien, die Erwerbung der Kaiserkrone durch die deutschen Könige ist für das deutsche Volk in keiner Weise ein Gewinn gewesen; es ist dadurch weder seine politische Machtstellung eine größere geworden, als sie auch ohnedem auf dem Wege, den Heinrich eingeschlagen hatte, werden mußte, noch ist dadurch eine besondere Hebung deutscher Cultur zu Stande gebracht. Daß aber gerade in dieser Verbindung die Hauptursache der jetzigen politischen Ohnmacht Deutschlands und seiner inneren Zersplitterung zu suchen ist, das wird uns in späteren Capiteln immer klarer vor die Augen treten, und alle romantische Schwärmerei für die hohen Ideen des heiligen römischen Kaiserthums wird uns das Weh darüber, daß unser Volk durch dasselbe zum Aschenbrödel unter Europas Nationen geworden ist, nicht aus dem Herzen wegfantasiren können.

Es wäre jedoch unrecht, über die schweren Nachtheile, welche die Wiederaufrichtung des römischen Kaiserthums der politischen Entwickelung unseres Vaterlandes zugefügt hat, zu vergessen, welche nützlichen Folgen dieselbe im übrigen für das ganze Abendland und insbesondere — mag es auch wie Ironie erscheinen — für die übrigen Nationen Europas gehabt hat. Das heilige römische Reich deutscher Nation hat nemlich erstens vor allem die Einheit der abendländischen Kirchen zu einer Wahrheit gemacht und dadurch eine Macht geschaffen, die ihm allerdings in politischer Beziehung verhängnißvoll, doch für die Culturentwicklung Europas von unberechenbarem Nutzen gewesen ist. Die Kirche ist im Mittelalter die Trägerin der Cultur, und die Einheit der Kirche hat eine einheitliche europäische Cultur von dem Tajo bis an die Weichsel, von den Kreideküsten Englands bis an die Gestade Siciliens geschaffen.

Das römische Kaiserthum hat merkwürdiger Weise zum andern auch, während es die nationale Einigung Deutschlands gehemmt, die nationale Kräftigung der übrigen Völker gefördert, trotzdem dieselbe seinen An-

sprüchen schnurstracks zuwider zu gehen schien; es hat zum dritten der gegenseitigen Bekämpfung der Nationalitäten ein Ziel gesetzt, indem es dieselben gleichsam mit dem Bande einer großen europäischen Völkerfamilie umschlang, ein Band, das zu locker, um drückend zu werden, doch hinreichte, um die Völker Europas nicht auseinanderfallen zu lassen.

Das Reich nun, welches Otto seinen Nachfolgern hinterließ, war also ein noch in jeder Weise unfertiges; nach zweierlei Seiten hin aber war die Ausbildung desselben denkbar. Einmal nemlich konnte der Schwerpunkt desselben in Deutschland belassen werden, so daß also dies das Hauptland und Italien das unterworfene Nebenland war. In diesem Falle wäre das Kaiserthum im wesentlichen nichts anderes als ein deutsches Kaiserthum geworden und das deutsche Volk die herrschende Nation im neuen Reiche. So und nicht anders hatte sich auch wohl Otto die Zukunft seines Reiches gedacht, und seine Kämpfe im Osten gegen die slavischen Völker sind nicht nur darauf gerichtet, dieselben zu christianisiren, sondern sie auch zu germanisiren. Wurde das Kaiserthum von seinen Nachfolgern in gleichem Sinne aufgefaßt, so war, trotzdem die Zusammenschließung aller deutschen Länder zu einem compacten Ganzen, die Ausbildung einer fest in sich geschloßenen Nationalität und einer vollendeten Königsherrschaft in Deutschland durch den Verband mit Italien und durch die erworbene Kaiserkrone vielfach erschwert wurde, doch dieselbe, besonders wenn diese Nachfolger kräftige Persönlichkeiten waren, nicht zur Unmöglichkeit gemacht, wenigstens noch für die nächsten Jahrhunderte. Wie wahr diese Behauptung ist, zeigt hundert Jahre nachher ein Konrad II. und Heinrich III., die drauf und dran waren, eine erbliche deutsche Monarchie zu gründen, und über zweihundert Jahre später ein Heinrich VI., der auch mit schnellen Schritten diesem Ziele entgegenging.

Andererseits aber konnte auch der Schwerpunkt des neuen Kaiserreiches nach Italien gelegt werden, wenn nemlich die Nachfolger Ottos mit der Wiederherstellung der alten römischen Weltmonarchie wirklich Ernst machen wollten. Für diesen Fall galt es vor allen Dingen, eine Festigung der Kaiserherrschaft in Italien ins Auge zu fassen und die widerstrebenden Elemente dort zu vernichten oder den kaiserlichen Plänen dienstbar zu machen. Das war aber sehr schwer, und daß in diesem Falle auch den begabtesten Kaisern wenig Zeit blieb, um die Ausgestaltung der Verhältniße in Deutschland nach Wunsch durchzuführen, liegt auf der Hand und zeigt die Geschichte der Folgezeit klar und deutlich. Dann mußten auch die Kaiser, wenngleich von deutschem Geblüt, doch durch den dauernden Aufenthalt in Italien sich immermehr ihrem Stammvolke entfremden und zu Italienern werden. Gingen sie außerdem, was eine nothwendige Folge solcher Pläne war, darauf aus, römisches Wesen, römisches Gesetz und römische Institutionen zur allgemeinen Geltung zu bringen, so konnte

das wieder in Deutschland nur böses Blut machen und heftigen Widerstand hervorrufen. Bei vollständiger Durchführung einer solchen Kaiserherrschaft mußte ja schließlich das deutsche Volk zu der Stellung einer unterworfenen Nation im neuen Reiche herabsinken, und um deutsches Wesen, deutsche Sitte und deutsches Gesetz war es geschehen. Diesem Fantome altrömischer Imperatorenherrschaft jagten aber sofort Ottos Sohn und Enkel, der zweite und dritte Otto, nach. Glücklicher Weise für Deutschland waren jedoch der Schwierigkeiten, die sich der Erreichung dieses Zieles entgegenthürmten, zu viel. Vor allen war in den Italienern selbst keine Kraft und kein Verständniß für dergleichen Pläne, sie waren eben keine alten Römer, sondern Italiener. Außerdem blieben ihnen diese sächsischen Kaiser immer Fremde, wie sehr sich auch Otto III. zum Römer zu machen suchte, und wie sehr sie auch von ihnen mit Wohlthaten überhäuft wurden. Nur gezwungen trugen sie die Herrschaft derselben und benutzten sicher jede Gelegenheit, sich von ihnen loszumachen und ihr früheres Treiben wiederzubeginnen. Schon Otto II. mußte dies erkennen und noch mehr sein junger Sohn, der dritte Otto. Was hatte er davon, daß er sich mit einem Hofe nach Art des oströmischen umgab, daß er Rom wieder zur Welthauptstadt machen wollte, daß er sich sogar seiner sächsischen Geburt schämte! Undank der Römer und Unwillen der Deutschen. Von allen verlassen, starb er auf einer ausgehungerten, kleinen Bergfeste am Soracte, und nur der ungestümen Tapferkeit weniger treuen Deutschen gelang es, seine Leiche vor Beschimpfung von Seiten der Italiener zu schützen und sicher über die Alpen zu geleiten.

In solchen Bestrebungen, Italien zur alten Weltherrschaft zurückzuführen, verzehrten sich die Kräfte zweier begabter Kaiser frühzeitig, und Deutschland mußte schon jetzt empfinden, welche üblen Folgen die Erwerbung der Kaiserkrone für die Entwicklung seiner staatlichen Verhältniße hatte; denn über diesen Bestrebungen war auch hier das meiste wieder verloren gegangen, was Heinrich und Otto der Große zur Regelung und Ordnung seiner Zustände und zur Hebung des königlichen Ansehens gethan hatten. Ueppig wucherte die Vasallenmacht empor, während die beiden Kaiser sich mit Italien beschäftigten; immermehr bildete sich die Erblichkeit der Lehen aus, während das Königthum immermehr an Ansehn verlor. Es bedurfte nachher einer mehr als zehnjährigen Anstrengung Heinrichs II, um dem deutschen Königsnamen eine nur einigermaßen geachtete Stellung wiederzugewinnen; zu dem alten Ansehn Heinrichs I. und Otto des Großen brachte aber auch er es nicht wieder, dazu war mitlerweile die Macht der Vasallen zu stark geworden.

Zudem war auch unter jenen beiden Kaisern der Einfluß Deutschlands auf die überelbischen Länder fast gänzlich vernichtet. Die eine unglückliche Schlacht Ottos II. in Calabrien gegen die Araber kostete

Deutschland alle unter Heinrich I. und Otto I. erworbenen Länder jenseits der Elbe. Auf Jahrhunderte erlangte nun in diesen Gegenden das Slaventhum wieder die Oberhand über Germanenthum und Christenthum, und Otto's III. Fantastereien förderten dort vielmehr das Aufblühen eines großen selbständigen Slavenreiches, als daß dasselbe im Interesse Deutschlands verhindert wäre. Durch die Gründung des Erzbisthums Gnesen löste Otto III. die slavischen Länder ab von der deutschen Kirche, und durch den Erlaß des geringen, jährlichen Tributs entfernte er auch den letzten Schein der Unterwürfigkeit Polens unter Deutschland. Nun erst, als es eine polnische Nationalkirche gab, als die Tributpflichtigkeit Polens aufgehoben war, konnte Boleslaw Chrobry an die Gründung eines polnischen Königreichs denken, und mit List und Verwegenheit ging er schnell auf das gesteckte Ziel los. Bald dehnten sich die Grenzen seines Reiches bis zur Elbe aus, und auf noch größeres war sein Sinn gerichtet, nemlich auf die Aufrichtung einer großen panslavistischen Universalmonarchie. Dazu hatte ihm nun thörichter Weise Otto III selber die Hand geboten und die Ausbreitung deutscher Sitte und deutscher Stämme nach dieser Seite hin abgeschnitten. Erreichte auch Boleslaw Chrobry sein Ziel nicht vollständig, so vermochte doch alle Anstrengung späterer Kaiser das gebrochene Ansehn Deutschlands zwischen Elbe und Weichsel nicht in alter Weise wiederherzustellen, und diese weiten Länderstrecken, ein Drittheil des jetzigen Deutschlands, verdankt unser Vaterland nicht seinen großen Kaisern, sondern den kleinen Markgrafen von Brandenburg.

Ebenso wie in Polen bot Otto III. in Ungarn bereitwillig die Hand zur Gründung eines nationalen Königthums unter Waik, dem später heilig gesprochenen Stefan, und lähmte auch nach dieser Seite hin den Einfluß Deutschlands. Ein rein deutscher König würde Anstand genommen haben, das zu thun, ein römischer Kaiser aber nach der Anschauung Otto's III. stand über allen Nationalitäten; einem solchen war es genug, wenn diese neuen Könige sich ihm, dem römischen Kaiser, gegenüber als eine Art Unterkönige gebehrdeten, ja er meinte, seine kaiserliche Stellung würde desto erhabener, über je mehr Könige er herrsche. Daß Deutschland dadurch gefährliche Rivalen an seinen Grenzen großgezogen wurden, dieses Bedenken fiel dabei gar nicht in's Gewicht.

Während nun aber so im Osten die Entwicklung großer Reiche und Nationalitäten unter kaiserlicher Begünstigung vor sich ging, entzog sich im Westen Frankreich gänzlich dem durch Otto den Großen begründeten deutschen Einfluße. Auf den Thron der Karolinger war nun doch mitlerweile Hugo Capet gestiegen, und mit ihm begann auch für dies Land eine ganz neue Zeit. Die Ideen der Karolinger gaben er und seine Nachfolger gänzlich auf; ihr Streben war einzig und allein auf Gründung einer starken nationalen Königsgewalt im Innern gerichtet, und dies

Streben gelang ihnen im Laufe der Zeiten so gut, daß Frankreich gerade dadurch, wenn auch erst nach Jahrhunderten, nicht nur dem Kaiserthume, sondern auch der Selbständigkeit anderer Völker sehr gefährlich wurde und zu großer Machtentfaltung gelangte.

Auf das klarste hatte sich herausgestellt, daß auf den Wegen Ottos III. kein Weitergehen möglich war, ohne schließlich Alles zu verlieren; jene ideale Höhe des Kaiserthums, die Deutschland und dem Kaiser bis jetzt nur Jammer und Herzeleid gebracht hatte, mußte verlassen und zu realen Verhältnißen hinabgestiegen werden. Waren doch selbst die deutschen Fürsten in den letzten Tagen Ottos drauf und dran gewesen, ihn des deutschen Thrones zu entsetzen und sich einen andern König zu wählen, war doch das deutsche Königthum wieder mehr heruntergekommen, als je zuvor. Wie wenig aber bei einem Abfalle Deutschlands auf Italien und auf eine Wiedergewinnung des ersteren Landes durch italienische Hülfe zu rechnen war, braucht nicht bewiesen zu werden. Otto's III. Schicksal war ein warnendes Zeichen und mußte jeden seiner Nachfolger von einem neuen Versuche, das altrömische Imperatorenthum wiederherstellen zu wollen, von vornherein abschrecken.

Aus dem Kaiserreiche konnte nur etwas werden, wenn Deutschland das Hauptland und die deutsche Nation die herrschende Nation blieb. Das sah auch der Nachfolger Ottos III, der zweite Heinrich, sehr klar, darum gab er die Pläne seines Vorgängers gänzlich auf. Seine Politik ist wieder eine wesentlich deutsche; vor allen Dingen verlegte er wieder den Schwerpunkt des Ganzen nach Deutschland und suchte zunächst hier von neuem das verlorengegangene Ansehn des Thrones wieder zu gewinnen und das Königthum zu heben. Ueber zehn Jahre lang bekümmerte er sich um Italien fast gar nicht und ließ dort die Sachen gehen, so gut, wie sie eben wollten. Erst als es ihm gelungen war, einigermaßen seiner königlichen Stellung in Deutschland neue Achtung zu verschaffen und die großen Vasallen zum Gehorsam zurückzuführen, erst da richtete er seinen Blick nach Italien, und nun gelang es ihm, sich auch dort Geltung zu verschaffen. Ganz und gar Italien und die Kaiserwürde aufzugeben und wieder zur Politik des ersten Heinrich zurückzukehren, hat er nie versucht; dies war damals auch wohl schon zur Unmöglichkeit geworden. Seine Stellung zu den ausländischen Fürsten hing schon zu sehr von der Erlangung der Kaiserwürde ab, und diese immerhin als die erste unter den Fürsten Europa's angesehene Stellung ganz aufzugeben, kam einem Heinrich II. gewiß nicht in den Sinn. Jedes Fallenlassen der Ansprüche an solche Stellung kam der Ausstellung eines Zeugnißes eigener Ohnmacht und Schwäche gleich. Mußte aber einmal auf dem durch Otto den Großen eingeschlagenen Wege weiter gegangen werden, so war Heinrichs II. Politik sicherlich die beste.

In Deutschland selber suchte er ein Gegengewicht gegen die weltlichen Gewalten zu gewinnen an der Kirche und durch sie sein königliches Ansehn zu stärken. Darum begünstigte er besonders die Erwerbung weltlicher Macht durch die Kirche, und seine Politik war nicht ohne Erfolg. Dieser kluge Kaiser wußte bei aller seiner gepriesenen Frömmigkeit die Kirche so sehr seinen Plänen dienstbar zu machen, daß er ganz nach Willkür über ihre Mittel schalten und walten konnte, was ihm oft trefflich zu statten kam. Dieser Kaiser, den manche mißverständlich für einen gehorsamen Diener der Geistlichkeit gehalten haben, hat durchaus keinen Anstand genommen, erledigte Bisthümer wiederholentlich und ohne alle Rücksicht auf die von den Domcapitularen vorgenommenen Wahlen an seine Günstlinge zu vergeben, was seinem Geschichtsschreiber Thietmar von Merseburg manchen bitteren Schmerzensschrei auspreßt.

Seiner Politik, die in der gesetzlichen Consolidirung der deutschen Verhältnisse durch ein starkes, nach allen Seiten hin mächtiges Königthum ein festes Fundament für die kaiserliche Gewalt zu legen suchte, folgten nun auch seine nächsten beiden Nachfolger, der zweite Konrad und der dritte Heinrich, nur daß diese Politik immer bestimmter und kräftiger hervortrat, je mehr sie zu augenfälligen Erfolgen gedieh. Diese beiden Salier, von Natur mit eminenten Herrschertalenten ausgestattet und vom Glücke vielfach begünstigt, wußten durch ihre Politik eine Macht zu erlangen, wie sie kein zweiter Fürst im Abendlande besaß, wie sie auch ein Otto der Große nicht besessen hatte und überhaupt keiner seit Karl dem Großen. In weltlichen Dingen wagte ihnen kein Fürst des Abendlandes den Vorrang streitig zu machen, und in der Kirche hatte ihre Macht fast weiter keine Schranke mehr, wie die eigene Frömmigkeit. Vergab doch Heinrich III. selbst die Pabstwürde wiederholentlich aus eigener Machtvollkommenheit, wie z. B. an Clemens II. und Damasus II. Die Macht der Herzöge brach Konrad II. dadurch, daß er alle erledigten Herzogthümer seinem Sohne und Thronfolger gab oder wie Kärnthen wenigstens einem Herzoge, der eine baldige Wiedererledigung in Aussicht stellte, so daß zu einer Zeit nur noch zwei selbständige Herzogthümer in Deutschland vorhanden waren, Sachsen und Lothringen. Durch das Erblichmachen der Lehen suchte er die Erblichkeit der Krone zu erreichen, indem er diese als Gegenleistung für das Aufgeben mancher Rechte durch die Erblichkeit der Lehen verlangte; nur die Herzogthümer sollten nicht erblich sein. Wir sehen, wie diese nun auf solche Weise entweder nach und nach ganz verschwinden oder wieder zu königlichen Beamtenstellen herabsinken mußten.

Durch die Erblichmachung der kleinen Lehen erwarb sich nun Konrad ganz besonders die Gunst der kleineren Vasallen, die ihm dafür auch allezeit zu Diensten waren. Dazu wußte dieser Kaiser die Macht, welche Heinrich II. über die Kirche und ihre Mittel ausgeübt hatte, zu bewahren,

ja vielfach noch zu vergrößern. Unter ihm und seinem Sohne ging auf diese Weise Deutschland, wie es schien, von neuem und mit Eilschritten der Gründung eines starken, erblichen Königthums und einer fest in sich geschlossenen nationalen Einheit entgegen. Mächtig erhob sich das Nationalbewußtsein der Deutschen, gekräftigt durch die weltbeherrschende Stellung derselben, und die durch Otto I. erworbene Kaiserwürde schien diesen Aufschwung nicht gehemmt, sondern eher noch gefördert zu haben. Nur noch ein kleiner Schritt, und das große Ziel war erreicht, Deutschlands weltbeherrschende Stellung war gesichert für immer; Europa lag zu seinen Füßen, und die übrigen Könige mußten in Wirklichkeit herabsinken zu Unterkönigen des deutsch-römischen Kaisers. Die Kronen von Deutschland, Italien und Burgund trug der Kaiser schon selber; denn letzteres Land hatte er nach dem Aussterben des burgundischen Königshauses mit seinem Reiche vereinigt; Polen und Ungarn fügten sich wieder der deutschen Oberherrschaft; Frankreich stand auch von neuem gänzlich unter seinem Einfluße, und im Norden war das Ansehn des deutschen Reiches nie größer gewesen, als gerade jetzt! Von Seiten weltlicher Gewalten war nach menschlichem Ermeßen für das Kaiserreich keine wesentliche Gefahr mehr zu fürchten, und in der Kirche war die Herrschaft des Kaisers fast unumschränkt.

Kaiser und Pabst kämpfen mit einander um die Weltherrschaft.

Nur noch einen Schritt also hatte das deutsche Königthum unter dem dritten Heinrich bis zur Erblichkeit, nur noch einen Schritt das Kaiserthum bis zur Weltherrschaft; aber dieser eine Schritt ist nie geschehen. Nur wenige kurze Jahre, und fester als je stand es, daß der deutsche König ein Wahlkönig sei, wenige Decennien, und das Kaiserthum stand im Büßergewande in dem Vorhofe eines anderen Fürsten, dessen Vorgänger zumeist seiner Gnade ihre Macht verdankten. Durch Deutschland und Italien tobten der Aufruhr und der Bürgerkrieg und brachten diese Länder an den Abgrund des Verderbens; von nun an war es in beiden mit aller fest in sich geschloßenen staatlichen Einheit vorbei; der Einfluß Deutschlands auf die übrigen europäischen Länder ging dahin, um einem Einfluße dieser auf die deutschen Verhältniße Platz zu machen, und Deutschland sank tiefer und tiefer, bis es endlich zur Dienstmagd wurde unter den Nationen Europas. Freilich folgten den Niederlagen des deutschen Kaiserthums zeitweilige Erhebungen, und es hat lange gedauert, ehe ihm alle Kraft und Macht verloren war; Jahrhunderte hat es gerungen im gewaltigen Todeskampfe, bevor es, aller nationalen Elemente baar, zu einem schattenlosen Scheindasein herabgedrückt wurde, nun mit Recht nur noch ein römisches Reich, weil gleichsam eine aus Versehen zurückgebliebene Form, dessen Inhalt längst von der Erde verschwunden,

und ein heiliges, weil man bei Lebzeiten Niemand heilig zu sprechen pflegt. Aber als endlich seine Niederlage vollständig entschieden war, da hatte es auch seinem Gegner im Kampfe so viel Wunden geschlagen, daß er sich daran langsam verbluten mußte, und hatte ihn zu einer solchen Ueberanstrengung seiner Kräfte gezwungen, daß er nicht mehr die Kraft hatte, seines Sieges wirklich froh zu werden.

Diese große Wandelung aber ging vor sich, weil sich, menschlich geredet, zwei Augen zu früh schloßen. Heinrich III., der gewaltige Kaiser, starb dahin in der Blüte seiner Jahre, und auf seinen Thron stieg ein Kind, zu schwach, um das schwere Scepter zu halten, was man daher in die Hand eines zarten Weibes legte. Hoch auf athmeten die Großen des Reiches, auf deren Nacken seine Faust schwer gelegen hatte; nun hatten sie wieder Luft, und noch war Heinrich's stolzer Bau unvollendet; daß er nicht vollendet, vielmehr bald zum wüsten Trümmerhaufen würde, dafür wollten sie nun schon sorgen. Man hatte zu wohl oder besser zu übel erkannt, was eine starke Herrschergewalt zu bedeuten hatte, um die günstige Gelegenheit vorübergehen zu lassen, eine solche auf immer unmöglich zu machen. Und doch wäre es nicht dahin gekommen, wohin es gekommen ist, wenn nicht dem Kaiserthume bald ein viel schlimmerer Feind erwachsen wäre und zwar da, wo man ihn am wenigsten erwartet hatte, da, wo das Kaiserthum wenigstens seit der Ottonen Zeit seine entschiedensten Freunde und Anhänger zu haben schien, auf dem Stuhle Petri und unter dem gebildeteren und einsichtigeren Theile des Clerus. Das Pabstthum und die ihm ergebene Partei unter den Geistlichen hat das Kaiserthum zu einer ohnmächtigen Puppe gemacht, ihm verdankt Deutschland seine politische Schwäche und Zerrissenheit und das deutsche Volk seine Jahrhunderte lange Schmach.

Um dies zu begreifen, müßen wir etwas weiter ausholen und uns manches schon früher gesagte noch einmal in das Gedächtniß zurückrufen.

Wie wir gesehen haben, hatte der römische Bischof seit dem sechsten, siebenten Jahrhundert ein vorwiegendes Ansehn in der Kirche des Abendlandes genossen, und durch die Bekehrung Frankreichs, Englands und Deutschlands war sein Ansehn und sein Einfluß in Europa noch wesentlich gewachsen. Um diesen Einfluß zu sichern und zu heben, war das Pabstthum einen Bund mit den Frankenkönigen eingegangen und hatte die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums durch Karl den Großen auf alle Weise gefördert. Die Abhängigkeit aber, in welche es von dem Kaiserthume gerieth, war ihm bald drückend geworden, mit Widerwillen hatte es den Herrn, welchen es sich selber mit großgezogen hatte, ertragen und die lästige Herrschaft desselben bei erster Gelegenheit wieder von sich abzuschütteln gesucht. Dies sein Bestreben war nicht ohne Erfolg gewesen, und kühn hatte beim Untergange des karolingischen Kaiserthums ein

Nicolaus I. die Hand ausgestreckt, um für das Pabstthum die erste Stellung im christlichen Gottesreiche zu erlangen; aber er mußte die Hand wieder zurückziehen aus Mangel an ausreichender Kraft und inne werden, daß die Zeit eines theokratischen Weltreiches mit hierarchischer Spitze noch nicht gekommen sei. Ja, in den Wirren der letzten Karolingerzeit war das Pabstthum wieder tiefer gesunken, als je zuvor; kleine römische Tyrannen und lüderliche Weiber schalteten nach Belieben mit demselben, und auf dem Stuhle Petri saßen eine Reihe von Päbsten, die nicht nur keine Ahnung von ihrer Weltaufgabe hatten, sondern das römische Bisthum durch Laster aller Art schändeten. Es wäre schlimm um das Pabstthum bestellt gewesen, wenn die Ideen desselben keine anderen Träger gehabt hätten, als die Inhaber des Stuhles Petri selbst; aber es gab schon damals eine nicht unbedeutende Partei in der Kirche, welche, genährt durch die Anschauungen der pseudoisidorischen Decretalien, mit Ernst an einer Reinigung der Kirche und an einer Hebung des Pabstthums arbeiteten. Mit Freuden hatten diese es begrüßt, als Otto der Große, von Johann XII. herbeigerufen, das Kaiserthum des großen Karl erneuerte und dem Unwesen der kleinen römischen Tyrannen einen Damm entgegenzusetzen suchte. Treu hatte diese reformatorische Partei in allen Kämpfen auf Seiten des Kaiserthums gestanden, und es war ihr gelungen, durch Hülfe der Kaiser eine Reihe von Männern auf den Pabststuhl zu bringen, die in ihren Geist eingingen und ein Verständniß für ihre Absichten hatten. Solche Männer waren Gregor V. und Sylvester II. gewesen, beide durch Otto III. erhoben, desgleichen Benedict VIII.

Hauptträger jener Bestrebungen war damals die weithin mächtige Congregation der Mönche von Cluny; Reformation der Kirche, Abstellung der Simonie*) und des Nicolaitismus**), unter welchen beiden Stücken man Verkauf von Kirchenämtern und unzüchtiges oder auch nur eheliches Leben der Geistlichen verstand, war als Devise auf ihre Fahnen geschrieben; im Hintergrunde schlummerte bei einigen von ihnen auch wohl schon der Gedanke einer Loslösung der Kirche von allem weltlichen Einflusse.

Aber eben nur mit Hülfe des Kaisers war es dieser Partei gelungen, einen maßgebenden Einfluß in der Kirche zu gewinnen, und sobald der Kaiser kein Interesse für ihre Bestrebungen hatte oder verhindert wurde, mit starker Hand in die italienischen Verhältniße einzugreifen, ging der alte Unfug in Rom und auf dem Pabststuhle von neuem los.

So war es unter Konrad II., der seiner ganzen Natur nach mehr Gefallen an Herrschaft und Macht, als an Kirche und Kirchenverbesserung hatte, den kleinen römischen Tyrannen gelungen, wieder Einfluß auf die

---

*) So genannt von Simon Magus, der den heiligen Geist von den Jüngern kaufen wollte. Apostelgeschichte C. 8 V. 19 2c.

**) So genannt nach der in der Offenbarung C. 2 V. 6 erwähnten Secte.

Besetzung des Pabststuhles zu gewinnen. Insbesondere waren es nun die Grafen von Tuskulum, die durch ihren auf den Stuhl Petri erhobenen Vetter Benedict IX., einen Knaben mit den Lastern eines Mannes, das Pabstthum schändeten. Noch nie hatte es jämmerlicher in Rom ausgesehen, als damals; die Landstraßen waren unsicher, die Pilgerfahrten hörten auf, die Heiligthümer waren dem Einsturze nahe. „Bei den Gebeinen des Heiligen," heißt es, „wurden die Schwerter gezückt, und die Gaben der Gläubigen wurden vor den Altären aus ihren Händen gerißen." Endlich griffen die Gegner Benedicts zu den Waffen, man wählte einen neuen Pabst, Sylvester III., eine Wahl, die durch Bestechung des Pöbels zu stande gekommen sein soll, und als Benedict, der päbstlichen Würde müde, dieselbe um 1500 Mark Silbers an Gregor VI. verkaufte, nichts desto weniger aber nachher doch noch seine Würde behaupten wollte, da hatte man mit einemmale drei Päbste zugleich in Rom.

In dieser Noth wandte sich die reformatorische Partei um Hülfe an Heinrich III., und dieser „siegreiche, fromme und milde" Kaiser kam mit gewaltigem Heere über die Alpen, hielt eine große Kirchenversammlung zu Sutri, ließ alle drei Päbste absetzen und wählte aus eigener Machtvollkommenheit als Patricius der Stadt Rom einen Deutschen, den Bischof Suidger von Bamberg, zum Pabste, welcher den Namen Clemens II. annahm. Durch dieses Vorgehen aber hatte das Kaiserthum eine reale Gewalt in der Kirche in Anspruch genommen und erlangt, wie es dieselbe nie vorher besessen hatte, selbst nicht unter dem großen Karl. Früher hatten die Kaiser es wohl dahin gebracht, wenn sie eben die gehörige Macht entfalten konnten, daß die Weihe der Päbste, nachdem die Wahl derselben durch Clerus und Volk in Rom erfolgt war, so lange verschoben wurde, bis der Kaiser seine Zustimmung gegeben hatte; aber daß die ganze Wahl fortgefallen wäre und der Kaiser selbständig aus der Zahl der Bischöfe den zum Pabste erkoren hätte, der ihm geeignet schien, das war noch nicht vorgekommen. Und diese Handlung blieb nicht vereinzelt; denn als Clemens II. schon nach zehnmonatlicher Regierung starb, wählte der Kaiser einen zweiten Pabst, den Damasus II., eben so selbständig, und als auch dieser bald starb, den dritten, Leo IX. Als nun auch dieser am 19. April 1054 vom Leben geschieden war, kam wiederum eine römische Gesandtschaft über die Alpen, um von dem Kaiser einen Pabst zu erbitten; diesmal jedoch soll derselbe freiwillig auf die Initiative bei der Besetzung des päbstlichen Stuhles verzichtet haben. In Folge dessen verlangte man, vielleicht deshalb besonders, weil man wußte, daß diese Wahl dem Kaiser genehm sei und von ihm gewiß bestätigt werden würde, Heinrichs ersten Minister, den Bischof Gebhard von Eichstädt, der dann auch, wie er selbst sagt, dem kaiserlichen Befehle gehorchte und unter dem Namen Victor II. den Stuhl St. Peters bestieg. Jetzt war aber

die Oberherrlichkeit des Kaiserthums über das Pabstthum anerkannt, und die Idee der theokratischen Weltmonarchie unter einem Kaiser schien so gut als realisirt.

Die Kirche befand sich aber bei solcher Oberherrschaft des Kaisers durchaus nicht schlecht; denn gerade der fromme Heinrich III. führte jetzt die reformatorische Partei in der Kirche zum Siege und gab dem Pabstthume trotz seiner Abhängigkeit vom Kaiserthume einen Glanz und ein Ansehn, wie es nie vorher besessen hatte. Alle vom Kaiser eingesetzten Päbste waren persönlich fromme, von ganzem Herzen auf das Wohl der Kirche bedachte Männer, die, von den hervorragendsten Geistern der reformatorischen Partei umgeben, an eine ernstliche Reinigung der Kirche von allen Mißbräuchen dachten und an dem Kaiser stets einen starken Arm zur Unterstützung ihrer Maßregeln fanden. Zunächst ging es an die Abstellung der Simonie d. h. der Käuflichkeit kirchlicher Würden und Aemter, wie sie stark in der Kirche im Schwange war, der Würde derselben aber auf das schlimmste schadete. Selbst Kaiser, wie Heinrichs III. Vater, hatten sich dieses Vergehens schuldig gemacht; Heinrich selber war jedoch ganz rein davon und konnte daher mit um so größerem Nachdruck auf Abstellung dieses Unwesens dringen.

Ursprünglich sollte, wie auch Wido von Osnabrück es in seiner Vertheidigungsschrift des Pabstes Clemens III. ausspricht, die Wahl der Bischöfe so vor sich gehen, daß ein solcher von Clerus und Volk gewählt, aber nicht eher geweiht werden sollte, bis der römische Kaiser ihn bestätigt habe; aber von dieser Sitte war seit langer Zeit vielfach abgewichen, und die Besetzung der Bischofssitze lag fast ausschließlich in der Hand der Kaiser. Oft bestätigten diese die Wahl von Clerus und Volk, wenn ihnen dieselbe nemlich gerade genehm war, oft aber fand gar keine Wahl statt, oder dieselbe fand gar keine Berücksichtigung. Stark war in diesem Stücke besonders der heilige Heinrich II. gewesen, wie wir weiter oben gesehen haben. In der Regel wählten nun die Kaiser ihre Kanzler und Kapläne, weil sie an ihnen zumeist auch später treue und zuverläßige Unterthanen hatten, auf deren Beistand sie gegen die vielfach zur Empörung geneigten großen weltlichen Vasallen rechnen konnten. Es konnte jedoch auch geschehen und war auch geschehen, daß die Wahl der Kaiser durch bedeutende Geschenke an diese selbst, oder was wohl häufiger war, an einflußreiche Persönlichkeiten bei Hofe bestimmt wurde. Dergleichen durch Bestechung in das Amt gekommene Bischöfe suchten nun in der Regel die oft sehr bedeutenden Geschenke dadurch wieder zu gewinnen, daß sie auch die Stellen, deren Besetzungsrecht ihnen zustand, wieder an solche vergaben, die am besten zahlen konnten, und so war eine tiefe Verderbniß über die Kirche gekommen. Noch mehr als am Kaiserhofe hatte ein solches Unwesen bei den deutschen und italienischen Großen und besonders an dem

Hofe Heinrichs I. von Frankreich stattgefunden. Dieser große Mißbrauch wurde nun mit allem Ernste ausgerottet, insbesondere durch den Beistand des Kaisers, so daß der Cardinal Damiani ausruft: „Nächst Gott hat uns Kaiser Heinrich aus dem Schlunde des Drachen gerettet.“

Weniger gut als mit der Abschaffung der Simonie wollte es mit der Abschaffung der Priesterehe gehen; denn hierzu bot der Kaiser seine Hand nicht. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß er sich bei längerem Leben der Einführung einer Ehelosigkeit der Priester ernstlich widersetzt haben würde; denn es konnte ihm nicht verborgen bleiben, aus welchem Grunde man auf solche drang.

Der bedeutendste unter den vom Kaiser eingesetzten Päbsten war unstreitig Leo IX. Unter ihm machte der apostolische Stuhl, von dem bis dahin mancher Bischof kaum gemerkt hatte, daß er in der Welt sei, seine Autorität allenthalben fühlbar und geltend. Dazu zog gerade er auf seinen Reisen eine Reihe der tüchtigsten und gelehrtesten Geistlichen nach Rom, auf deren Beistand er bei seinen Plänen rechnen konnte, unter ihnen auch aus Cluny den später dem Kaiserthume so verhängnißvoll werdenden Mönch Hildebrand.

War nun auch das Pabstthum erst durch das Kaiserthum zu bedeutender Machtentfaltung und zu allgemeinem Ansehn gekommen, und war auch bis jetzt der Einfluß des Kaisers auf die Entwicklung der Kirche nur heilsam gewesen, so fehlte es doch schon unter Heinrich III. nicht an Stimmen, welche einen solchen Einfluß des Kaisers auf Pabstthum und Kirche mit Mißtrauen und Besorgniß ansahen, wenn sie es auch nicht wagten, sich offen dagegen aufzulehnen. Klagt doch selbst der dem Kaiser sehr ergebene Bischof Wazo von Lüttich wiederholentlich darüber, daß die weltliche Macht zu sehr in der Kirche herrsche. Wider Recht griffe der Kaiser in Rechte ein, wozu er keine Befugniße hätte. Dem Pabste, nicht dem Kaiser stände die Gerichtsbarkeit in geistlichen Dingen zu. Ja, auch mit der Absetzung Gregors VI. auf der Synode zu Sutri war er nicht einverstanden; denn er hielt diesen für den rechtmäßigen Pabst. Und als Clemens II. vor Gregor starb, fordert er selbst den Kaiser auf, diesen wieder auf den Pabststuhl zu setzen, da Niemand ein Recht gehabt hätte, denselben abzusetzen; der Pabst dürfe nur von Gott gerichtet werden. Auch Leo IX. erklärte, nachdem er vom Kaiser gewählt war, daß er diese Wahl nur unter der Bedingung annähme, daß Clerus und Volk zu Rom beistimmten. Und nun zog er in Demut und barfuß nach Rom, wo er erklärte, der Kaiser hätte ihn zum Pabst bestimmt; aber nach dem Rechte der Kirche müßte die Wahl durch Clerus und Volk vorangehen; wenn sie nun die Wahl des Kaisers nicht billigten, so wolle er gern wieder in seine Heimat zurückkehren. Man sagt, Hildebrand habe ihn zu diesem Schritte bestimmt. Die Römer nahmen ihn mit Freuden auf. Es fehlte

also auch in der Kirche nicht an solchen, die wenn auch nicht auf eine Vernichtung des Kaiserthums ausgingen, doch eine Schwächung kaiserlicher Macht in kirchlichen Dingen nicht ungern sahen und gewiß jede Gelegenheit, eine solche herbeizuführen, benutzten, falls sie eben nicht mehr die Vergewaltigung der Kirche von anderer Seite zu befürchten brauchten. Die Gelegenheit fand sich, und die Vergewaltigung durch römische Große war auch nicht mehr zu fürchten, wie sich bald herausstellte. Herbeigeführt wurde die Gelegenheit durch die großen Vasallen in Deutschland.

Durch das starke Königthum vielfach in ihren eigennützigen und selbstsüchtigen Bestrebungen gehindert, auch wohl in manchen althergebrachten Rechten etwas beschränkt, schnellten diese feindlichen Gewalten, welche nur durch den starken Heinrich und seinen Vater zu Boden gedrückt, aber nicht vernichtet waren, von neuem empor zum Kampfe auf Leben und Tod, sobald dieser Druck mit dem Tode Heinrichs aufhörte. Es ist gewiß mit nichts zu begründen, wenn man in ihnen die eigentlichen Vertreter des nationalen Elementes gegenüber dem universalistischen, auf fremdem Boden erwachsenen Kaiserthume sehen will; das Kaiserthum war ja auch eben seit Heinrich II. ein mehr national-deutsches geworden, und an die Fantastereien Ottos III. hatten weder jener Kaiser noch die beiden Salier mehr gedacht. Die vermeintlichen Kämpfer für deutsche Nationalität schildert uns ein Zeitgenosse, Gozechin von Lüttich, als ganz etwas anderes, und von einer Begeisterung für die Würde des deutschen Volkes lassen auch ihre Thaten wenig oder vielmehr gar nichts spüren. Privatas spes agitantes, sine publica cura, heißt es von ihnen; Habsucht und Gewalt, List, Falschheit und Verrath, das ist die Signatur jener Männer, die wie Wölfe über die kaiserliche Witwe und den verwaisten Kaiserknaben herstürzten; Deutschland und sein Wohl und seine Ehre ist ihnen nichts, wenn sie nur Land an Land reihen und Schätze auf Schätze häufen können. Hören wir, wie Gozechin sie schildert:

„Mit Schrecken," sagt er, „nehmen die Wohlgesinnten wahr, welch ein Wechsel vor sich geht, wie unersättliche Gier nach ungerechtem Gut sich der Gemüther bemächtigt. List im Herzen, Falschheit im Antlitz, Trug in den Worten, — so schmiedet man Ränke, spaltet mit spitzen Verläumderworten das Bruderherz, klagt einander an, schürt den Bürgerkrieg und ist leichtfertig und wankelmüthig gleich dem Schilf im Winde. Und gerade jene, die im Volke Gottes als Obrigkeiten und Herzöge herrschen, haben weder Scheu vor dem allwissenden Gott, noch Furcht vor menschlicher Strafe, suchen alle das Ihre, nicht das gemeinschaftliche Wohl. Wie sollen die den Weg des Friedens kennen, die mein Volk verschlingen, wie man Brod ißt? Sollen nicht die Hirten die Heerde weiden? Aber ihr fresset das Fette und kleidet euch mit der Wolle und schlachtet das Gemästete; aber die Schafe wollet ihr nicht weiden. Einer strebt

den Andern an Reichthum und Macht zu übertreffen und achten es für nichts, wenn sie Tyrannei üben, statt zu regieren. Und halten sie Gericht, da steht Frau Habsucht in der Mitte, streckt die gierigen Hände nach beiden Seiten aus und spricht nach Wucherrecht das Urtheil. Die Bischöfe aber haben Evangelien, Apostel und Kirchenväter vergessen und jagen weltlichem Gewinne nach; denn man gilt ja nur so viel, als man hat: anderes Verdienst als Reichthum giebt es nicht." *)

Dies waren also die Leute, die hoch aufathmeten, als der schwarze Heinrich, der gewaltige Kaiser, die Augen schloß, und bald ein Treiben begannen, wie es im deutschen Reiche noch nicht gesehen war, noch ganz anders als bei dem Tode Ottos II. und der Minderjährigkeit Ottos III. Den Reigen begann Graf Rudolf von Rheinfelden, der spätere Gegenkönig Heinrichs IV.; er raubte der kaiserlichen Witwe ihre elfjährige Tochter Mathilde und erlangte mit der Hand derselben das Herzogthum Schwaben; Graf Berthold von Zähringen, welcher nähere Anrechte auf dasselbe zu haben behauptete, mußte bei Erledigung des Herzogthums Kärnthen mit diesem und der veronesischen Mark zur Ruhe gebracht werden. Baiern vergab die Kaiserin, weil sie es selber auch nicht mehr behaupten konnte und sich einen Freund damit zu erwerben hoffte, an Otto von Nordheim, dem ehrenwertesten aller damaligen deutschen Fürsten. Dem schlimmsten Gegner Heinrichs III., dem bärtigen Gottfried von Lothringen, welcher sich durch Verheiratung mit der Witwe des Markgrafen Bonifacius von Tuscien ohne Einwilligung des Kaisers eine neue gefährliche Macht in Italien gegründet hatte, wurde das Versprechen gegeben, daß er nach Herzog Friedrichs Tode auch Niederlothringen zurückerhalten sollte, um ihn nur in Ruhe zu erhalten. Auf diese Weise stand die Macht der Herzöge, welche die beiden letzten Kaiser als der Ausbildung einer starken Königsherrschaft am hinderlichsten mit so vieler Mühe und Anstrengung zu beseitigen gesucht hatten, bald wieder in voller Stärke da, und die Arbeit eines halben Jahrhunderts war vergeblich gewesen. Ja, nachdem schon im Jahre 1057 etwas von einem Anschlage sächsischer Fürsten gegen das Leben des jungen Kaisers verlautete, — sie wollten das Kind erschlagen, um sich auf angemeßene Weise für die Strenge zu rächen, mit der sein Vater regiert habe, auch hätte es den Anschein, daß der Knabe gerade so werden würde wie der verstorbene Kaiser, und das müßte man verhindern bei Zeiten — gelang es dem heiligen Anno von Köln, durch List und Verrat der kaiserlichen Mutter den Sohn zu entreißen und die Regentschaft an sich und seines Gleichen zu bringen. Der heilige Anno aber war ein abgesagter Feind eines starken Königthums in Deutschland, und wir können uns denken, daß er seine Zeit hinreichend

---

*) Nach Floto: Heinrich IV. und seine Zeit. I. Thl. S. 188.

ausnutzte, um dasselbe auf ein Minimum von Macht herabzudrücken. Bei solchem Treiben im Innern des Reiches mußte selbstverständlich auch der letzte Rest des Einflußes schwinden, welchen die beiden letzten Kaiser auf die Angelegenheiten der übrigen abendländischen Staaten ausgeübt hatten, und selbst Italien war einmal wieder so gut als ganz seinem eigenen Schicksale überlaßen.

Schlimm sah es auf diese Weise in Deutschland mit der Consolidirung der Verhältniße und der Ausbildung eines erblichen nationalen Königthums aus; aber auch in Frankreich, England und anderen Ländern waren die Zustände damals nicht beßer, ja vielfach sogar noch schlimmer, und doch ist ihnen später möglich geworden, was unserem Volke versagt blieb. Das machte aber, daß die politische Entwicklung Deutschlands noch von anderen Factoren, als bloß deutschen abhing; ein solcher wichtiger Factor aber war die Herrschaft über Italien und das Kaiserthum. Das Kaiserthum und die deutsche Königsherrschaft standen in so innigem Verhältniße zu einander, daß jeder Schlag gegen das erste geführt, unfehlbar auch das letzte mit treffen mußte und umgekehrt; dem Kaiserthume aber war mitlerweile ein Gegner erwachsen, dem es auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochte. Um dies zu erkennen, müßen wir unsere Blicke wieder nach Italien wenden.

Durch das Kaiserthum war das Pabstthum groß geworden, war eine Reformation in der Kirche angebahnt; aber noch waren auch in Rom nicht die alten Freunde des Unfugs und der Zügellosigkeit gänzlich vernichtet, sondern wurden nur durch den starken Arm des weltlichen Herrn darniedergehalten. Als der gewaltige Heinrich III. die Augen schloß, blieb hier vor der Hand allerdings noch Alles ruhig; denn Pabst Victor II. war dem römischen Volke wegen seiner großen Freigebigkeit nicht unlieb. Als auch er jedoch schon im Jahre 1057 das Zeitliche segnete und zu einer neuen Wahl geschritten wurde, ging diese schon nicht ohne einigen Tumult ab. Hierbei war auch schon von den allgemein anerkannten Rechten der Kaiserin gar nicht einmal die Rede. Der neue Pabst, Stefan X., ein Bruder Herzog Gottfried des Bärtigen, soll den Plan gehabt haben, seinen in Oberitalien sehr mächtigen Bruder zum Kaiser zu krönen und so ein nationales Reich in Italien zu gründen, ein Plan, der in kurzem alles, was bisher zu Gunsten päbstlicher Universalherrschaft erreicht war, gänzlich wieder vernichtet und den Pabst in noch ganz andere Abhängigkeit gebracht haben würde, als dies bisher bei einem deutschen Kaiser der Fall gewesen war.

Doch aus diesen Plänen, seien sie nun vorgeblich oder wirklich gewesen, wurde nichts; denn schon nach 8 Monaten ereilte auch diesen Pabst der Tod, und wiederum stand eine neue Pabstwahl bevor. Bei dieser Wahl aber stand die ganze seit Leo IX. angebahnte Reform auf dem

Spiele; denn die Partei der römischen Großen, in deren Händen früher das Pabstthum gewesen war, war nun inne geworden, daß die Wiedererlangung ihrer alten Macht jetzt nicht unmöglich sei, und ein Kaiser, der seine schützende, starke Hand über diese Reformen breitete, fehlte seit Heinrichs Tode. Auch Stefan X., welcher der reformatorischen Partei angehörte, ahnte die drohende Gefahr, darum versammelte er kurz vor seinem Ende Cardinäle und Volk und befahl ihnen unter Androhung des Bannes, mit der Pabstwahl inne zu halten, bis „sein geliebter Sohn", der Subdiaconus Hildebrand, wieder in Rom eingetroffen sei. Letzterer war nemlich nach Deutschland geschickt worden, um noch nachträglich die Einwilligung der Kaiserin zur Wahl Stefans einzuholen. Dieser Hildebrand galt schon damals für die Seele der reformatorischen, nach Unabhängigkeit des Pabstthums und der Kirche strebenden Partei.

Als jedoch Hildebrand zurückkam, fand er bereits einen neuen Pabst vor trotz Verbot und angedrohten Bannfluches. Die Edelleute in und um Rom, an ihrer Spitze die Grafen Gregor von Tuskulum und Gerhard von Galeria, hatten in der Nacht vom 4. auf den 5. April — Stefan war am 29. März gestorben — mit bewaffneten Schaaren und unter großem Tumulte den schwachen, unselbständigen Kardinalbischof Johann von Velletri, den Gimpel, wie ihn die reformatorische Partei nannte, trotz seiner Weigerung auf den Pabststuhl gesetzt und sofort weihen laßen. Mit dem Gelde, welches an allen Ecken ausgetheilt wurde, gewann man das Volk, und die widerstrebenden Kardinäle mußten entfliehen. Jetzt kam es darauf an, zu zeigen, ob das reformatorische Pabstthum auf eigenen Füßen stehen könne; denn jedes Nachgeben war der erste Schritt, alles bisher erreichte in Frage zu stellen, wenn gleich der neue Pabst nicht zu den Gegnern der Reformation gehörte. Es war eine schlimme Lage; auf Beistand von Deutschland war gar nicht zu rechnen; was geschehen sollte, mußte aus eigenen Mitteln geschehen; aber Hildebrand war der Mann, vor einem solchen Versuche der eigenen Kräfte nicht zurückzuschrecken. Die Kaiserin gab zwar ihre Zustimmung, daß der von Hildebrand vorgeschlagene Bischof Gerhard von Florenz Pabst wurde, der dann auch von den Kardinälen zu Siena gewählt ward; aber das war auch Alles; den in Rom eingesetzten Pabst Benedict X. zu stürzen und sich zu behaupten, überließ sie dem neuen Pabste, der sich Nicolaus II. nannte, allein und seinen Anhängern.

Zunächst prüfte Hildebrand, welcher, wie gesagt, schon damals das Haupt der päbstlichen Partei war, die Kräfte und Mittel, welche er in Bewegung setzen konnte, um den Seinigen zum Siege zu verhelfen. In Oberitalien war es Herzog Gottfried, der Nachfolger des mächtigen Markgrafen Bonifazius von Tuscien in Ehe und Besitz, auf dessen Beistand man rechnen konnte; im Süden boten sich die dort eingewanderten Nor-

mannen als Hülfe dar. Das Beste mußte jedoch allerorten das Geld thun, das wußte keiner beßer als Hildebrand, und mit Geld gewann er auch bald einen großen Anhang in Rom, so daß es ihm, als er mit 500 Reitern Gottfrieds seinen Pabst gen Rom führte, wirklich gelang, den Gegenpabst zu vertreiben und den Seinigen auf St. Peters Stuhl zu setzen. Der Sieg für die reformatorische Partei also war gewonnen; aber dergleichen Vorkommniße wie die letzten mußten für die Zukunft unmöglich gemacht werden. Um das nun zu erreichen, mußte einmal die Macht des römischen Adels gründlich gebrochen, wenn anders das Pabstthum durch dasselbe nicht immerfort auf seinem Wege aufgehalten werden sollte, und zum andern die Pabstwahl den Händen des feilen römischen Pöbels entwunden werden. Um das erste zu bewirken, holte Gregor die Normannen nach Rom, zog mit ihnen gegen die Burgen der Grafen, brach sie von Tuskulum, Präneste und Mentana bis Sutri hin und plünderte und brannte rings umher. Nur die Festung Galeria, wo sich Benedict X. befand, brachte er noch nicht in seine Gewalt. Um dem feilen Pöbel das Recht der Pabstwahl zu entwinden, wurde im April 1059 ein Gesetz gegeben, wonach dasselbe allein dem Kardinalcollegium zugesprochen wurde, freilich noch unter Vorbehalt der dem Kaiser gebührenden Reverenz. Durch dies wichtige Gesetz ging das Pabstthum wieder einen Schritt weiter auf der Bahn der Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Dies neue Gesetz aber bedurfte des ernstlichen Schutzes, wenn es nicht auf dem Papiere allein bleiben sollte, und Hildebrand hatte mit scharfen Augen einen solchen bald herausgefunden.

Es waren die Normannen, die als Söldner in Unteritalien eingewandert, sich eines großen Theiles vom Besitze ihrer ehemaligen Herren bemächtigt hatten und nun einen Rechtstitel für diesen ihren widerrechtlichen Besitz suchten. Mit ihnen hatte noch Leo IX. im Kampfe gelegen; aber die Sieger hatten nach dem Kampfe ihre Kniee vor dem besagten Pabste gebeugt und ihm Beistand und Hülfe in allen Fällen angeboten. Diese siegreichen Schaaren, mit deren Hülfe soeben Nicolaus II. die Oberhand über seinen Gegenpabst gewonnen hatte, mußten eng mit dem Pabststuhle verbunden und aus ihnen ein allezeit schlagfertiges Heer des Pabstes gebildet werden; daher bewog Hildebrand seinen Pabst, mit ihm nach Apulien zu ziehen und dort die fremden Tyrannen mit dem Lande zu belehnen, das sie inne hatten, eine Maßregel von Seiten des Pabstes, die durch nichts als durch die Notwendigkeit begründet war, sich ein streitbares Heer zum Schutze zu verschaffen. Mit diesen neuen Vasallen kam man nun zur Erntezeit nach Rom, warf dort auch den letzten Widerstand zu Boden und brachte den Gegenpabst zur Abdankung und Niederlegung der Krone. Man sahe, das Pabstthum konnte auf eigenen Füßen stehen und brauchte das Kaiserthum nicht mehr; aber das war noch nicht ver-

sucht, wie weit es im Stande sei, dem Kaiserthume selbst die Spitze zu bieten. Wenn nun auch Hildebrand einen solchen Versuch nicht muthwillig heraufbeschwor — man thäte ihm mit solcher Beschuldigung Unrecht — so ist es doch wahrscheinlich, daß er bei seinem scharfen Geiste eine solche Zeit kommen sah, wo auch dergleichen gewagt werden müße, wenn man nicht halben Weges stehen bleiben wolle, und, um darauf gerüstet zu sein, benutzte er seine Zeit gut. Zunächst ging das Pabstthum oder, was nun schon dasselbe, Hildebrand allen Ernstes auf die Einführung des Cölibates los. Diese war aber noch schwerer durchzusetzen, als die Abstellung der Simonie, und dabei hatte man den Beistand des gewaltigen Kaisers Heinrich III. gehabt. Und doch gelang sie, ein neuer Beweis, wie sehr das Pabstthum in kurzer Zeit zu realer Machtentfaltung gekommen war. Freilich zeigte sich hierbei auch gerade ganz besonders schon ein revolutionärer Zug in dem reformatorischen Pabstthum; denn nur durch die Aufstachelung der niedrigsten Volksschichten, der Mailänder Lumpen und des italienischen Pöbels überhaupt, gelang es, jenes verhängnißvolle Verbot der Priesterehe durchzusetzen; aber das Pabstthum sahe hierbei nun klar, wie es auch noch auf den Beistand anderer Leute als Gottfrieds und der Normannen rechnen könnte, wenn es noth thäte.

Auf solche Weise breitete sich die päbstliche Macht immer weiter aus, und endlich fing man auch in Deutschland an die Gefahr zu ahnen, die etwa dem Kaiserthume durch dieselbe erwachsen könnte. Da stirbt Hildebrands Pabst, schon in seinen letzten Tagen mit der Kaiserin zerfallen, und jene Partei in Rom, die Hildebrand mit Hülfe der Normannen niedergeworfen hatte, machte einen letzten verzweifelten Versuch gegen die hildebrandsche Partei. Weil sie aber ihre eigene Schwäche bei der letzten Pabstwahl hinlänglich erkannt hatte, darum suchte sie diesmal die Kaiserin mit in ihr Interesse zu ziehen gegen die Kardinäle. Sie setzte nemlich keinen Pabst, sondern schickte Gesandte aus Clerus, Senat und Volk an den deutschen König, damit er mit denselben einen Pabst wähle. Und der junge Heinrich wählte mit ihnen einen Pabst, den Bischof Kadalus von Parma. Das war eine schlimme Lage für Hildebrand, fügte er sich, so waren voraussichtlich alle seine bisherigen Erfolge vernichtet und alle seine bisherigen Anstrengungen unnütz gewesen, fügte er sich nicht, so war der Kampf mit dem Kaiserthume unvermeidlich. Und er fügte sich nicht. Schon bevor Heinrich IV. seinen Pabst wählte, hatte er ohne Rücksicht auf Kaiser und Reich seinen Pabst gewählt, den Bischof Anselm von Lucca, Alexander II.

Damit war dem Kaiserthume der Fehdehandschuh hingeworfen, und es mußte sich nun zeigen, was dasselbe gegen die neuaufstrebende Pabstmacht vermöchte. Es zeigte sich, daß es nichts vermochte. Kadalus, welcher anfänglich sehr im Vortheile war, wurde von den deutschen Macht-

habern fallen gelassen; die Kaiserin Agnes kam 1065, nachdem der Kampf lange hin und her gewogt hatte, selber nach Rom, erkannte Alexander II. an und ließ sich von ihm eine Buße für ihr bisheriges Widerstreben auferlegen. Es war eben jene unglückliche Zeit in Deutschland, wo verräterische Fürsten der kaiserlichen Mutter den Sohn raubten und die Kaiserwürde mit Füßen traten; wie sollten diese Leute, denen alles daran lag, die Macht der Krone in Deutschland nach Möglichkeit zu schwächen, daran denken, dieselbe in Italien aufrecht zu erhalten. Das Pabstthum hatte zum ersten Male also der erstaunten Welt gezeigt, daß es auch im Stande sei, dem Kaiserthume die Spitze zu bieten, freilich zunächst nur einem Kaiserthume, dessen Träger ein Knabe und eine schwache Frau waren. Auch in diesem Kampfe hatte Hildebrand gesehen, wo er noch andere Bundesgenoßen als Normannen und Lumpen finden konnte, für den Fall, daß es einmal mit dem Kaiserthume, wenn dessen Träger kein Knabe mehr war, zum Kampfe auf Leben und Tod kommen sollte. Ausbleiben konnte derselbe nicht, wenn der junge Heinrich zum Manne herangereift war und nur eine Ader von seinem Vater geerbt hatte, das wußte Hildebrand sehr wohl; vor der Hand freilich suchte er einen solchen Kampf nicht, aber er bereitete Alles darauf vor, damit er ihn nicht zu umgehen brauchte, wenn er sich darbot.

Während daher in Deutschland das Königthum durch die großen Vasallen immermehr erniedrigt und machtlos gemacht wurde, hob Hildebrand die Macht des Pabstthums von Jahr zu Jahr, und als 1073 Pabst Alexander II. das Zeitliche segnete, konnte er ohne weitere Rücksicht den langbeherrschten Pabstthron selber einnehmen. Ob er hierbei einem ihm von Heinrich III. abgenommenen Versprechen, nie bei jenes oder seines Sohnes Lebzeiten selber den apostolischen Stuhl besteigen zu wollen, zuwidergehandelt habe, wie ihm die deutschen Bischöfe 1076 zum Vorwurf machen, oder ob er nie ein solches Versprechen gegeben, ist uns hier zunächst ganz gleichgültig, ebenso, ob er die Beistimmung des Kaisers zu seiner Wahl eingeholt hat oder nicht. Mag dem sein, wie ihm will, die eigentliche Veranlaßung zum Kampfe hat beides nicht gegeben, sondern höchstens den Zündstoff vermehrt. Dagegen müßen wir uns nun diesen Mann, der dem Kaiserthume und damit dem deutschen Volke so verhängnißvoll geworden ist, hier in seiner Eigenthümlichkeit etwas näher ansehen.

Hildebrand, oder wie er sich als Pabst nannte, Gregor VII., gleich damit seine Nichtanerkennung der auf der Synode zu Sutri von Kaiser Heinrich III. über Gregor VI. verhängten Absetzung bezeichnend, war ein Kind des Volkes, der Sohn eines Landbauers aus der Gegend bei Soana. Klein und unansehnlich von Gestalt, von gelblicher Gesichtsfarbe, war er eher häßlich als schön zu nennen, dafür aber war er von Natur mit gewaltigen Geistesgaben ausgestattet. Von Jugend auf im Dienste der

Kirche und mit den Anschauungen der Cluniacenser genährt, war er schon seit Leo IX. die Seele der Partei gewesen, welche nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Kirche, nach einer universalistischen Herrschaft des Pabstthums innerhalb derselben und nach Ausbreitung der Kirche über den Erdkreis strebte. Durch ihn vorzüglich hatte, wie wir gesehen haben, das Pabstthum seit dem Tode Heinrichs III. eine Stellung erhalten, wie es sie nie zuvor beseßen; er hatte demselben Stützen geschaffen und Hülfsmittel bereitet, die es in jedem Kampfe auch auf weltlichem Gebiete zum furchtbaren Gegner machen mußten, und noch immer war er darauf aus, demselben neuen Zuwachs an Macht zuzuführen. Seiner Geburt und seiner ganzen geistigen Richtung nach ein Freund des Volkes, liebt er die dasselbe vielfach bedrückenden Fürsten durchaus nicht, wenn er auch von vornherein nicht darauf ausgeht, ihnen den Untergang zu bereiten. Wo sie aber seinen Plänen hindernd in den Weg treten, da spricht er ungescheut seines Herzens Meinung über dieselben aus, ein Demagog im vollsten Sinne des Wortes. Ist er auch ehrgeizig, so meint er es mit der Menschheit doch ehrlich. Ihm geht das Elend seiner Zeit zu Herzen, darum will er zunächst die Kirche „frei, keusch und rechtgläubig" machen, dann die weltlichen Fürsten der Kirche unterwerfen und so ein neues Zeitalter der Gerechtigkeit herbeiführen.

Die Theokratie des alten Testamentes mit einem Hohenpriester an der Spitze ist ihm das Ideal aller Staatsverfassungen, sie sucht er in weiteren Verhältnissen auf die Kirche zu übertragen. Nach ihm ist daher nur die Macht der Priester zum Heile der Seelen von Gott gestiftet; die Macht der weltlichen Fürsten dagegen stammt vom Teufel. Alle Menschen sind gleich, und wenn die weltlichen Fürsten sich in blinder Begier und unverträglichem Hochmut zu Beherrschern ihrer Brüder aufgeworfen, so haben sie das auf Antrieb des Teufels gethan und durch Frevel aller Art durchgesetzt. Nur solche Fürsten sind zum Herrschen berechtigt, welche die Kirche aus freiem Antriebe eingesetzt, damit sie in Demut und aus Liebe zu Gott das Volk regieren. Letzteres hieß in die Sprache der damaligen Zeit übersetzt: Der Pabst ist der oberste Lehnsherr aller Fürsten, diese sind seine Vasallen und Empörer gegen Gottes Ordnung, wenn sie sich ein solches Verhältniß nicht gefallen lassen wollen. Mit einer solchen Oberlehnsherrlichkeit war auch bereits bei den Normannen der Anfang gemacht, und Gregor VII. ließ es sich auf das eifrigste angelegen sein, noch mehr Fürsten, als die dieses Volkes zur Anerkennung derselben zu bewegen. So schwören die mächtigsten Fürsten aus Arelat und Südfrankreich schon Alexander II. den Lehnseid, und auch in Spanien wurden die christlichen Könige Gregors Vasallen; „denn das Königreich Hispanien ist von Alters her Eigenthum St. Peters und gehört keinem Sterblichen außer dem apostolischen Stuhle." Auch Korsika und Sardinien wurde

zur Anerkennung römischer Herrschaft bewogen. In Kroatien und Dalmatien ließ er den Demetrius durch seine Legaten zum König unter päbstlicher Oberlehnsherrschaft einsetzen. Aber allerorten wollte es doch nicht damit gelingen; Ungarn, was er für ein päbstliches Lehn erklären wollte, England und Dänemark, von welchem letzteren er wenigstens hoffte, daß es ihm mit Soldaten helfen werde, „wenn wir deren gegen die Feinde Gottes bedürfen,“ waren nicht geneigt, sich eine solche Unterordnung gefallen zu lassen.

Neben einer so aufgefaßten hierarchischen Weltherrschaft blieb kein Platz mehr für ein Kaiserthum, wie es Karl der Große, Otto und seine Nachfolger und auch die letzten beiden salischen Kaiser aufgefaßt hatten; mit einem solchen Pabstthume war der Kampf des Kaiserthums unvermeidlich, und in Gregors bisherigem Treiben lag schon mehr als eine Verletzung der von dem Kaiser bisher beanspruchten Rechte. Freilich noch saß ein Knabe auf dem deutschen Throne, und diejenigen, welche seine Rechte schützen sollten, setzten selbst Alles daran, diese Rechte nach Möglichkeit zu schmälern; daher war an einen ernstlichen Widerstand gegen das gewaltig aufstrebende Pabstthum nicht zu denken. Sobald aber dieser Knabe ein Mann wurde, der nicht ganz die Art seiner Väter verleugnete, konnte der Streit jeden Augenblick ausbrechen. Und der Knabe wurde ein Mann, freilich nicht ganz wie seine Väter, aber doch immer noch ein Salier durch und durch. Erst ohne Liebe, dann ohne Zucht erzogen, fehlte ihm zwar vielfach bei seinem ersten Auftreten die ruhige Ueberlegung und die männliche Selbstbeherrschung, aber nicht das angeborene Herrschertalent und ein regsamer Geist, gepaart mit einem wahrhaft königlichen Aeußern. Mit stillem Ingrimm hatte er gesehen, wie die Großen des Reichs ein Stück königlicher Gewalt nach dem andern an sich rissen, und sein ganzes Streben ging zunächst dahin, das Verlorene wiederzugewinnen und die stolzen Vasallen zum Gehorsam zu zwingen. Zu verschiedenen Malen war es auch sein Plan gewesen, die Ordnung der italienischen Verhältniße in die Hand zu nehmen; aber seine Jugend und der Widerwille der Fürsten verhinderten dies.

Heinrichs Bestrebungen, die Macht der Fürsten, welche sie seit dem Tode seines Vaters auf Kosten des Königthums erworben hatten, wieder zu brechen, wurden bald offenbar. Sein nicht ganz gerechtfertigtes Verhalten gegen Otto von Nordheim, den er seines Herzogthums Bayern entsetzte, und gegen die sächsischen Edelinge, die er gefangen setzte, zeigte, wohinaus er wollte, und führten den sächsischen Aufstand herbei, der nur mit großer Mühe von ihm überwunden wurde. Der Uebermut des jungen, siegreichen Königs fachte den Unwillen der Großen noch mehr an, und schon schmiedeten sie heimliche Pläne, ihn gänzlich zu verderben. Da, zur unglücklichen Stunde fing auch der Zündstoff, welcher sich hinreichend

zwischen Kaiser und Pabst angesammelt hatte, Feuer, und der große Kampf begann, der die Welt erschütterte, und dessen Ende weder Heinrich, noch Gregor sehen sollte.

Es waren der Veranlaßungen manche. Noch von Alexander II. her waren einige Männer aus der Umgebung des Königs im Bann, die Heinrich trotzdem und trotz wiederholter Ermahnungen des Pabstes nicht von sich gelassen hatte. Dazu hatten Gregors Bestrebungen eine große Partei in der Kirche wider sich, die den Kaiser, dessen Interessen ja vielfach mit ihren Interessen zusammenfielen, ganz auf ihre Seite zu ziehen suchte, und der dies auch bei der Pabstwahl des Kadalus schon gelungen war, freilich ohne Erfolg. Die äußere Veranlaßung zum Kampfe gab aber die Besetzung des Mailänder Erzbisthums und das von Gregor ergangene Verbot der Laieninvestitur.

Gerade in Mailand und der Lombardei hatten die Maßregeln Gregors VII. große Unruhen erregt; mit Feuer und Schwert hatte hier ein Ritter Herlembald an der Spitze der Lumpen gegen die verheirateten Priester gewütet und Alles in Schrecken gesetzt. Der alte Erzbischof Guido, des ewigen Haders müde, legte seine Würde nieder, und um zu verhindern, daß bei einer Wahl die Lumpen den erzbischöflichen Stuhl mit einem Manne ihrer Partei besetzten, bat er Heinrich, dem Subdiaconus Gottfried die erzbischöfliche Würde zu übertragen. Dies that auch Heinrich und verfuhr dabei allerdings nicht nach der kanonischen Regel; denn es war eben keine Wahl durch Clerus und Volk vorhergegangen; aber dergleichen war früher, wie wir gesehen haben, selbst bei den frömmsten Kaisern nicht selten vorgekommen. Gregor VII. war über diese That des Kaisers auf das äußerste erbittert und verdammte den neuen Erzbischof, gegen den auch sofort Herlembald und die Lumpen in gewohnter Weise vorgingen. Gottfried vermochte sich nicht zu halten, und Herlembald und seine Anhänger wählten einen neuen Erzbischof, Namens Otto, den nun auch Gregor anerkannte.

So gab es zwei Erzbischöfe von Mailand. Doch die Mailänder, der Tyrannei Herlembalds müde, machten einen Aufstand gegen denselben, erschlugen ihn und trieben die Lumpen aus der Stadt. Nach ihrem Siege wandten sie sich an Heinrich und baten ihn, weil Gottfried die Erwartungen nicht erfüllt hatte, um einen neuen Erzbischof; Heinrich aber ging leichtsinniger Weise und ohne weitere Rücksicht auf Gottfried darauf ein, und so erhielt Mailand den dritten Erzbischof, den Tedald. Dieser unüberlegte Schritt aber erbitterte Gregor auf das heftigste. Er schickte daher eine Gesandtschaft an Heinrich, um ihm darüber Vorhaltungen zu machen, und erst bei dieser Gelegenheit zeigte er ihm zugleich an, daß er auf einer Synode dieses Jahres das Verbot der Laieninvestitur gegeben habe, klüglich auf diese Weise zwei Dinge, bei deren einem er das Rechts-

gefühl der Völker für sich, bei deren anderm aber dasselbe wenigstens bei vielen gegen sich hatte, mit einander vermischend. Er fordert den Kaiser auf, weise und fromme Männer nach Rom zu schicken, damit er ihnen die Berechtigung dieses Decretes klar mache; denn er wußte wohl, daß der Kaiser einen solchen willkürlichen Eingriff in seine bisher ungehindert ausgeübten Rechte mit dem heftigsten Aerger und Zorn vernehmen werde. Daneben trug er den Gesandten noch eine mündliche Botschaft an Heinrich auf, die wiederum durch ihre Härte den Zorn desselben noch mehr anstachelte, und diese mündliche Botschaft hat wohl, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, zumeist den Ausbruch des Kampfes herbeigeführt. Es scheint nemlich, als sollten die Gesandten dem Kaiser Vorhaltungen wegen seines Lebenswandels machen und ihm, falls er sich dem Willen des Pabstes nicht füge, die Excommunication androhen.

Auf diese Botschaft des Pabstes antwortete Heinrich mit dem Wormser Concil und der Absetzung Gregors am 24. Januar 1076.

Auf diese Absetzung antwortete dann Gregor VII. mit dem Bannfluche gegen Heinrich im Februar desselben Jahres und entband alle Unterthanen von dem dem Kaiser geleisteten Eide der Treue.

So war die Brücke zwischen beiden abgebrochen, und der große Kampf begann. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, diesen Jahrhunderte langen Kampf zwischen Kaiserthum und Pabstthum um die Oberherrschaft der abendländischen Welt durch alle einzelnen Fasen zu verfolgen, wir müßen uns vielmehr darauf beschränken, uns denselben in großen Zügen vorzuführen, den Stand desselben in verschiedenen Zeiten festzustellen und die wirkenden Factoren aufzuzeigen. Ein jeder weiß, welchen Ausgang der erste Act jenes gewaltigen Dramas hatte, das mit der Absetzung Gregors durch Heinrich und dem Bannfluche gegen Heinrich durch Gregor begann. Der Tag zu Canossa sah in schmachvoller Erniedrigung das Kaiserthum in seinem Träger zu den Füßen des Pabstes. Die Großen des deutschen Reiches hatten ihren Kaiser treulos verlaßen und ihn dadurch gezwungen, sich dem gewaltigen Priester auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Ja, als er den Bedingungen, unter welchen sie ihm noch den Thron belaßen wollten, nachgekommen war und sich zum Hohn der deutschen Nation vom Banne gelöst hatte, da brachen sie ihm noch das gegebene Wort und stellten ihm auf dem Tage zu Forchheim einen anderen König entgegen. An diesem Tage wurde Deutschland ein wirkliches Wahlreich; denn hier erklärten sie feierlich, „die königliche Gewalt solle nicht mehr wie bisher erblich sein, sondern der Sohn eines Königs, auch wenn er sehr würdig, solle nur durch freie Wahl auf dem Throne folgen, also daß das Volk zum Könige wählen könnte, wen es wollte."

Von neuem begann nach diesem Tage der Kampf, ein Kampf nun nicht mehr allein um den Vorrang des Kaiserthums vor dem Pabstthume,

sondern nun schon ein Kampf um die Freiheit der deutschen Nation gegen die Herrschaft eines Fremden, nemlich gegen die jenes gewaltigen Priesters in Rom. Gregor VII., kühn gemacht durch den ersten glücklichen Erfolg, trat jetzt ganz offen mit seinen weltumgestaltenden Plänen hervor und machte Rechte auf die Besetzung des deutschen Königsthrones geltend, die bis dahin unerhört waren; er mutete dem deutschen Volke Dinge zu, die ihm noch keiner bis dahin zugemutet hatte. Und auch dieser zweite Theil des Kampfes sah einen bedeutenden Theil der deutschen Großen auf Seiten des Pabstes. Immer deutlicher trat von jetzt ab hervor, daß neben einem Pabstthume Gregors ein Kaiserthum nichts als ein Schildknappe des ersteren sein könne.

Doch nicht so schnell sollte der große Kampf entschieden werden. Im gewaltigen Ringen mit Pabst und aufrührerischen Vasallen und zuletzt mit den eigenen, gegen ihn aufgestachelten Söhnen hat Kaiser Heinrich IV. sein Leben hingebracht; aber auch manche harte Wunde hat er dem Pabstthume geschlagen, bevor er sein müdes Haupt zur stillen Ruhe legte. Auch Gregor VII. hat die Früchte seiner Bemühungen nicht geerntet, aus Rom vertrieben, nur von den Normannen noch geschützt, starb er in der Verbannung zu Salerno. Seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt; darum sterbe ich im Elende.“

Gregor hat also den Sieg seiner Ideen nicht mehr erlebt; vielmehr schien bei seinem Tode seine Sache eine verlorene zu sein; denn das Kaiserthum stand mächtiger da, als seit langer Zeit. Aber eine Sache ist noch nicht verloren, wenn auch der Träger derselben untergeht, und Niemand ist in der Welt unersetzlich. An die Stelle Gregors traten andere, und diese anderen waren glücklicher als er. Vor allen war es Urban II., der zweite Nachfolger Gregors, welcher das gebeugte Pabstthum wieder hob und zu Ansehn brachte, zu einem Ansehn, wie es noch nie gehabt hatte.

Während nemlich Heinrich IV. durch den Verrath seines Sohnes Konrad und seiner zweiten Gemahlin tief gebeugt wurde, begannen die Bewegungen im Abendlande, welche mehr als alles andere den Sieg des Pabstthums gefördert haben, die Kreuzzüge. Die Schmach, daß das Grab des Erlösers in den Händen der Ungläubigen sei, die Bedrückungen und die Not der Pilger riefen in der abendländischen Christenheit eine gewaltige Aufregung hervor, und dieser Aufregung bemächtigte sich das Pabstthum und beutete sie auch gegen den Kaiser aus. Schlimmer als je wurde dadurch die Stellung des letzteren. Während das Pabstthum für Christum, für die Kirche, für die heiligsten Dinge die Schaaren in Bewegung setzte, stand der Kaiser gegen den Pabst in Waffen und bedrängte ihn; mußte da nicht ein solcher Kampf als ein Kampf gegen Gott und Gottes Sache selbst erscheinen! Und als ein solcher wurde er auch

von den Anhängern des Pabstes wirklich dargestellt. Das Kaiserthum, welches man noch vor kurzem als das sichtbare Gottesreich auf Erden angesehen hatte, war nun dem Antichristenthume ziemlich nahe gekommen; die Verwirrung der Begriffe war gründlich. An dieser Verwirrung der Begriffe, wie sie Gregor VII. begründet und seine Nachfolger genährt haben, ist dann Heinrich IV. im Elende untergangen, und nur wenigen gelang es, sich eine klare Betrachtung der Dinge zu wahren.

Auf den vierten Heinrich folgte der fünfte, der Sohn, welcher nach dem Rechte der Wahl und der Erblichkeit der einzig gesetzliche Nachfolger seines Vaters und doch bange war, daß ihm die Krone, an der sein Herz hing, entgehen möchte, und darum sie durch schnöden Verrath an seinem Erzeuger festzuhalten suchte. Die Gewalt der Fürsten und des Pabstes schien ihm schon so groß, daß er ohne Beistand derselben nicht die Krone glaubte behaupten zu können, trotzdem das Volk und insbesondere die treuen Bürger der rheinischen Städte auf seines Vaters Seite waren. Aber dieser Erwählte des Pabstes war weit entfernt, ein gehorsamer Diener des Pabstes sein zu wollen. Als er erst die Krone sicher auf dem Haupte hatte, da war er am wenigsten geneigt, der Kaiserwürde auch nur das geringste zu vergeben, und der Kampf begann von neuem.

Glücklicher als für den Vater ließ sich der Kampf für den Sohn an; denn die deutschen Fürsten, welche bisher zumeist für den Pabst gegen den Kaiser gekämpft hatten, stellten sich nun mit einem Male auf die Seite des letzteren und erklärten auf dem Concil zu Troyes 1107 dem Pabste Paschalis in höchst trotziger Sprache, die alte Investitur mit Ring und Stab müßte beibehalten werden, „kein Bischof oder Abt könne mit den Regalien — Städte, Burgen, Märkte, Zölle und dergleichen — auf andere Weise belehnt werden.“ Hielten sie das Kaiserthum für schwach genug geworden, als daß es ihren Plänen noch hinderlich werden konnte, oder fühlten auch sie jetzt endlich die Schmach, in welche das deutsche Volk durch ihr Treiben gerathen war, kurz sie standen auf Seiten des Kaisers, und der Kaiser war nun wieder stark. Aber diese Freundschaft dauerte nicht lange; denn als Paschalis, ein gutmütiger, aber nicht sehr weitblickender Pabst, um den Frieden herzustellen, beschloß, daß die Kirche allen Regalien und allem weltlichen Besitze entsagen sollte, und daß die Geistlichen eben nur Geistliche sein sollten; der Kaiser aber schlau für diesen Fall aller Investitur entsagen wollte: da waren es ganz besonders die weltlichen Großen, welche sich dagegenstemmten. Sie schrien und tobten, wenn die Kirchen auf diese Weise beraubt würden, woher sollten sie denn künftig Kirchenlehen erhalten. Allerdings wäre bei Durchführung dieses Planes das Uebergewicht des Kaisers über die weltlichen Fürsten entschieden gewesen, und seine Macht, die eben erst mit erwünschtem Erfolge geschwächt war, wäre felsenfest gegründet worden.

Der Plan scheiterte und zwar nicht allein an dem Verlangen der deutschen Großen, ihre Kirchenlehen beizubehalten, wie er denn überhaupt seine sehr bedenklichen Seiten für die Kirche der damaligen Zeit gehabt haben würde. Der Streit ging also weiter, und der geängstigte Paschalis schwur sogar, die alte Investitur solle beibehalten werden und „der Herr Pabst wolle den Herrn König wegen der Investituren der Bisthümer und Abteien künftig nicht mehr beunruhigen". Aber was waren geschworene Eide zu dem Male! Um 1120 befand sich der fünfte Heinrich in derselben Lage, wie sein Vater vierzig Jahre vorher, weil er den Ansprüchen des Pabstthums nicht nachgeben wollte, und im December 1122 schloß er mit Pabst Calixtus II. das wormser Concordat ab, nach welchem er für sich und seine Nachfolger auf die Investitur mit Ring und Stab verzichtete, dagegen die Belehnung mit dem Scepter sich vorbehielt. Die Untreue der deutschen Fürsten hatte die Kraft des Kaisers gelähmt und ihn erkennen lassen, daß er auf die Dauer nichts würde ausrichten können. Aehnlich wie in Deutschland wurde auch der Investiturstreit in England und Frankreich beigelegt, nur daß er dort fast ohne alle Unruhe vorübergegangen war, und daß die Könige dieser Länder nach wie vor thaten, was ihnen gut dünkte.

Aeußerlich angesehen, schien mit dem wormser Concordate der große Streit zu Ende; das Pabstthum hatte, wenn auch nicht einen vollen Sieg, doch den Sieg davon getragen über das Kaiserthum; die Selbständigkeit der Kirche, um welche man zu kämpfen vorgab, war erreicht, der Staat hatte, was sein war, und die Kirche auch, was ihr war. Freilich eine gewisse Abhängigkeit der Bischöfe vom Kaiser blieb doch noch; denn die Bischöfe blieben auch weltliche Fürsten des Reiches, und schon insofern war die Erledigung des Streites nur eine scheinbare. Sie war aber auch noch in vieler und anderer Beziehung nur eine scheinbare; denn der Vorwand der Investitur war auch nur ein scheinbarer; die wirkliche Ursache des Kampfes war ja vielmehr gewesen, ob Kaiserthum, ob Pabstthum an der Spitze der abendländischen Christenheit stehen sollte, diese Frage aber war nur erst zum kleinsten Theile beantwortet. Wenn daher auch der Streit eine kleine Weile ruhen konnte, so war doch das Ende desselben durchaus noch nicht gekommen.

Unglücklicher Weise für Deutschland und das Kaiserthum starb mit Heinrich V. das salische Herrscherhaus aus, und die trotz des Tages von Forchheim immer noch halb und halb anerkannte Erblichkeit der deutschen Krone erhielt einen neuen Stoß, die Stellung der großen Vasallen ein erhöhteres Ansehn. Und um bei dieser günstigen Gelegenheit allen Schein der Erblichkeit des Reiches abzuwenden, wählten die Fürsten auch nicht den in weiblicher Linie mit dem ausgestorbenen Königshause verwandten und die Krone gleichsam als Erbe beanspruchenden Hohenstaufen Friedrich,

einen wackeren und tüchtigen Regenten ohne Zweifel, sondern den Herzog Lothar von Sachsen. Dieser mußte seine Stellung im Kampfe mit den die Erbansprüche vertheidigenden Hohenstaufen durch weitere Concessionen an Pabst und Fürsten sichern, und unter ihm erlebte die deutsche Nation es zum ersten Male, daß sein Kaiser, der bisher als der oberste Lehnsherr der Christenheit angesehen worden, Länder von anderen zu Lehn nahm. Um nämlich den Streit über die mathildische Erbschaft mit dem Pabste zu Ende zu bringen, nahm der Kaiser diese Länder von dem letzteren zu Lehn und ward so ein Vasall dessen, der bis jetzt sein Vasall gewesen war. Unter ihm fand sich jedoch trotz aller seiner Nachgiebigkeit schon ein neuer Grund, um den großen Streit, welcher Kirche und Staat so lange zerrissen hatte, bald wieder von neuem aufzunehmen. Es war der: Sollte die Belehnung mit dem Scepter der Weihe vorangehen oder nachfolgen. War auch im wormser Concordate mancherlei entschieden, die Entscheidung dieser Streitfrage war nicht vorgesehen, und sie konnte äußerlich, wenn auch noch so geringfügig, jederzeit eine Veranlaßung geben, um die Welt von neuem in Brand zu setzen.

Auch Lothar starb ohne Söhne, und eine neue Wahl mußte erfolgen. Diesmal glaubte Lothars Tochtermann, der stolze Heinrich von Bayern, auf die Krone rechnen zu können; aber auch diesmal wählten die Fürsten nicht einen Verwandten des verstorbenen Kaisers, sondern nun einen Hohenstaufen, auf daß das Wahlrecht ganz und gar zweifellos sei. Diese Art, bei Erledigung des Thrones nicht einen Verwandten des letzten Kaisers, sondern einen Verwandten des Vorgängers zu wählen, ist später bei den deutschen Fürsten eine Zeit lang fast zum Gesetz erhoben worden.

Mit dem zweiten Hohenstaufen, Friedrich dem Rothbart, nimmt das Kaiserthum noch einmal einen gewaltigen Anlauf, seine Idee zu realisiren, mit dem dritten Hohenstaufen steht es wieder dicht vor seinem Ziele, um von da ab dann immer tiefer und tiefer zu sinken zum Nimmerwiederaufraffen. Dieser neue Aufschwung des Kaiserthums unterscheidet sich jedoch in gewißer Beziehung von dem früheren. Stand das Kaiserthum damals auf eigenen Füßen, und war es die von kräftigen Persönlichkeiten energisch gebrauchte Königsmacht, die ihm eine so glanzvolle Stellung gab, so ist es diesmal der hervorragende Geist der Kaiser, der durch den Beistand der großen Vasallen das Reich wieder zu hohen Ehren bringt. Von ihrem Wollen oder Nichtwollen hängt nun die Stellung des Kaiserthums gegenüber dem Pabstthume fast ganz ab. Wir haben gesehen, wie Pabst und Fürsten vereint daran gearbeitet hatten, das Ansehn des Kaiserthums zu schwächen; die Interessen beider hatten aber auch nur den einen Berührungspunkt mit einander gemein, nemlich den, sich dem Kaiserthume gegenüber zu möglichster Selbständigkeit zu erheben, im übrigen war den Fürsten die geistliche Weltmonarchie noch mehr zuwider, als die des Kaisers.

Als daher die Päbste mit immer größerer Anmaßung in die Regelung der deutschen Verhältniße eingriffen, als sie keck behaupteten, sie seien die Verleiher der kaiserlichen Würde, wie der Cardinal Roland in der Fürstenversammlung offen erklärt: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Pabste?“ da regt sich in ihnen der Unwille, und williger gewähren sie dem Kaiser ihren Beistand. Auf Grund dessen konnte Friedrich sogar daran denken, die Rechte des Kaiserthums im Sinne des alten römischen Imperatorenthums und seiner Rechtsbücher erneuern zu wollen. Nach jenen Rechtsbüchern schrieb er sich das Recht zu, Kirchenversammlungen zu berufen; denn Theodosius und Justinian hatten dasselbe gethan; er wagte es, die Päbste daran zu erinnern, daß ihr Besitz von der Gnade der Kaiser herrühre und mahnte sie an ihre kirchlichen Pflichten, ebenso wußte er die Gelegenheit einer streitigen Pabstwahl zu benutzen, um auf die Besetzung von St. Peters Stuhl wieder neuen Einfluß zu gewinnen. Aber vergessen wir nicht, er vermochte dies alles nur, weil er jetzt die Großen des Reiches auf seiner Seite und nicht gegen sich hatte!

Zu den beiden principiellen Gegnern eines starken Kaiserthums gesellte sich um diese Zeit ein dritter, der seit den Kämpfen Gregors mit Heinrich zu gewaltigem Ansehn gekommen war, das waren die Städte der Lombardei, das norditalische Bürgerthum. Von jeher hatten die Bewohner der bischöflichen Städte Italiens eine größere Selbständigkeit behalten, als die der Städte unter fürstlicher Herrschaft; durch die Kreuzzüge waren sie in Verbindung mit dem Morgenlande getreten und hatten nun den Handel nach den dortigen Gegenden in ihren Händen, wodurch sie zu Macht und Reichthum gelangten. In den Kämpfen zwischen Pabstthum und Kaiserthum, in welchen gerade ihre Bischöfe oft auf Seiten des Kaisers standen, hielten sie es in der Regel mit den Päbsten; daher kamen von den Früchten des Sieges auch ihnen manche zu Gute. In ihnen erwachte gleichsam der alte römische Geist von neuem, und von den Kaisern so gut als gar nicht gehindert, bildeten sie die Ueberreste der alten Municipalverfassung bald dahin aus, daß sie in nicht langer Zeit fast unabhängige Republiken geworden waren. An ihnen mußte daher naturgemäß alle Verschärfung kaiserlicher Gewalt in Italien einen hartnäckigen Widerstand finden, während der Pabst, obwohl ja ihre Interessen weit ab von den seinigen lagen, allezeit auf ihren Beistand rechnen konnte im Kampfe gegen den Kaiser. Daß ihre Interessen im übrigen ebenso wenig als die der großen Vasallen mit denen des Pabstthums zusammenfielen und unter Umständen sie auch gegen dieses in den Kampf führen konnten, zeigt sich z. B. in Rom selbst, wo ähnliche Bestrebungen nach einer freien Verfassung einen gefährlichen Aufstand der Römer unter

Arnold von Brescia gegen den Pabst hervorriefen und Unterstützung bei dem Kaiser suchten.

Mit diesem neuen Gegner, dem Geiste bürgerlicher Freiheit, wie er in Oberitalien erwacht war, verbündet mit dem alten Gegner, dem Pabstthume, hatte also Friedrich Barbarossa zunächst zu kämpfen, wenn er das kaiserliche Ansehn in Italien wieder herstellen wollte, und der Sieg gegen denselben fehlte ihm auch nicht, so lange eben die Fürsten auf seiner Seite standen. Anders aber kam es, als der mächtigste derselben, Heinrich der Löwe, ihm seinen Beistand versagte, sei es, daß er die neu aufblühende Kaisermacht scheute und die Versagung Goslars nur zum Vorwand nahm, die Treue gegen seinen Kaiser zu brechen und die Dankbarkeit gegen seinen Freund und Wohlthäter mit Füßen zu treten, sei es, daß er wirklich aus Ueberzeugung die politischen Bestrebungen des Kaisers mißbilligte; da ward der Kaiser von Städten und Pabst geschlagen und mußte einem geleisteten Eide zum Trotz einen Pabst anerkennen, den er verworfen hatte. Mit Recht sagt Ranke*), daß die venezianische Zusammenkunft Friedrichs I. mit Alexander III. mehr zu bedeuten habe, als der Tag von Canossa. Von Canossa ging der Streit erst aus, in Venedig ward das Uebergewicht der kirchlichen Gewalt vollständig anerkannt. In Canossa suchte ein junger, leidenschaftlicher Fürst die ihm aufgelegte Buße nur rasch abzumachen, in Venedig war es ein gereifter Mann, der Ideen aufgab, die er ein Vierteljahrhundert mit allen Kräften verfolgt hatte. Jetzt mußte er bekennen, in seiner Behandlung der Kirche habe er mehr der Gewalt nachgetrachtet als der Gerechtigkeit. Dazu verlor auch das Kaiserthum durch den dieser Zusammenkunft folgenden Kostnitzer Frieden einen großen Theil seiner bisherigen Rechte über die Städte Oberitaliens, und fast unabhängig stehen die letzteren von jetzt ab da. Volle bürgerliche Freiheit erhielten sie innerhalb ihrer Mauern, sie konnten von jetzt ab nach ihren Gewohnheiten und Gesetzen leben und neue Einrichtungen machen, wie sie wollten, ja selbst ihr Bund unter einander durfte bestehen.

So lange freilich Friedrich Barbarossa lebte, war von einer solchen Schwächung des Kaiserthums, trotzdem sie geschehen war, nichts zu spüren, ja dasselbe schien nach anderer Seite hin mächtiger geworden, als zuvor; denn nachdem der Kaiser mit den Lombarden Frieden gemacht hatte, wandte er sich gegen den empörerischen Vasallen und demütigte ihn so gründlich, daß seit der Niederlage Heinrichs des Löwen die alte nationale Herzogsgewalt immermehr aus der deutschen Geschichte verschwindet, und Friedrich erreichte, was allen seinen Vorgängern versagt blieb. Aber mit diesem neuen Aufschwunge den Vasallen gegenüber war es eben auch nur Schein; denn nicht dem Kaiserthume, sondern den Fürsten zweiten

*) Deutsche Gesch. im Zeitalter der Refor. S. 29.

Ranges kam die Vernichtung Heinrichs des Löwen und die Zerstückelung der alten Herzogthümer zu Gute. Diese hielten nun zwar vor der Hand um so fester an dem Kaiserhause, so daß durch ihren Beistand Friedrichs Sohn beinahe die Erblichkeit der deutschen Königskrone in seinem Hause durchgesetzt hätte; aber sobald sie fühlten, daß sie die erste Stelle im Reiche erlangt hatten, war es auch mit der von ihnen begünstigten Kräftigung der Krone vorbei.

Die durch die Zusammenkunft von Venedig und den Frieden von Kostnitz dem Kaiserthume geschlagenen Wunden blieben also vor der Hand noch verborgen, ja Friedrichs I. Sohn, Heinrich VI., hob dasselbe anscheinend immer höher und höher. Die Macht der Volksherzöge, der alten Widersacher eines starken Königthums, war ja nun in Deutschland für immer gebrochen, die Fürsten zweiten Ranges wagten noch nicht, sich gegen ihn aufzulehnen, in Italien hatte er das Reich der Normannen, der alten Bundesgenoßen des Pabstthums, durch Heirat und blutige Gewalt an sich gebracht, und Oberitalien war seinen Befehlen mehr gewärtig als je denen eines Kaisers. Von beiden Seiten hielt er das Pabstthum umschloßen, schon flogen seine Blicke über Europa hinaus nach Asien und Afrika, das Reich der Sarazenen wollte er stürzen und das wirkliche alte Römerreich nach seinen ehemaligen Grenzen wiederherstellen; nimmer hatte das Kaiserthum höheres Ansehn gehabt, und das Pabstthum schien im ohnmächtigen Zorne vom Kampfe um die Weltherrschaft abtreten zu müßen: da ergriff ihn jählings der Tod, und hinter ihm stürzte Alles in Trümmer zusammen, um nimmer wieder aufgerichtet zu werden. Sein Tod war der Fall des Kaiserthums zum Nimmerwiederaufstehen, der endliche Sieg des Pabstthums, der letzte Grund deutscher Schwäche und nationaler Zerrißenheit, die Beseitigung wirklicher deutscher Königsmacht. Mit seinem Tode brach die Selbstsucht der deutschen Fürsten von neuem hervor und führte unglücklicher Weise sofort einen Abfall von dem erwählten König, dem jungen Sohne Heinrichs VI., Friedrich II., herbei. Die hohenstaufische Partei wählte Philipp von Schwaben, Heinrichs VI. Bruder, die welfische Otto IV., Heinrich des Löwen Sohn, zum Könige, und der Bürgerkrieg begann.

Während das Reich so von neuem zerrißen und geschwächt wurde, hatte ein Pabst den Stuhl St. Peters bestiegen, der mit allen Gütern des Leibes und Geistes reichlich ausgestattet, die Ideen Gregors VII. von päbstlicher Weltherrschaft zum endlichen Siege zu bringen suchte, Innocenz III. Dieser kühne, geistvolle und herrschbegierige Priester nahm denn auch keinen Anstand, die Entscheidung des Kronstreites für sich in Anspruch zu nehmen. Allerdings wollten sich die deutschen Fürsten das nicht gefallen laßen und erinnerten Innocenz, daß das Reich die Befugniß, auf die Pabstwahl einzuwirken, zu der es vollkommen berechtigt gewesen, aus Verehrung für

den römischen Stuhl habe fallen laßen, daß aber von einem Rechte des Pabstes auf die Kaiserwahl nie und nirgends bis jetzt die Rede gewesen sei. Um jedoch mit Ernst solchen Worten Nachdruck zu geben, hätte man sich entschließen müßen, wieder einen mächtigen Kaiser aufzustellen und mit und unter ihm die Anmaßungen des Pabstthums zu bekämpfen; dazu aber waren die deutschen Fürsten ebensowenig geneigt, als die Ansprüche des Pabstes anzuerkennen. Daher gelang es Innocenz III. ihnen gegenüber einen neuen Sieg päbstlicher Weltherrschaft zu erringen. In dem Streite der beiden Kronbewerber unterstützte er zuerst Otto IV., weil dieser aus einer kirchlich gesinnten Familie sei; als dieser jedoch, sobald er nach Philipps Ermordung zur unbestrittenen Herrschaft gelangt war, in Italien erschien und die alten Rechte des Kaiserthums geltend zu machen suchte, wandte er sich von ihm ab und stellte ihm sein Mündel Friedrich II., einen Hohenstaufen, gegenüber, und auch diesmal behielt sein Candidat den Platz. Seitdem hatte nun das Pabstthum einen leitenden Einfluß auf alle deutschen Königswahlen und somit die höchste Stellung in der abendländischen Christenheit.

Als nun aber auch eben der von dem Pabste beförderte Hohenstaufe, Friedrich II., nach einigen Jahrzehnten den Versuch machte, die Selbständigkeit des Reiches wenigstens in einigen Verhältnissen wiederherzustellen, da hielt sich das Pabstthum für befugt, ihn auch des Thrones zu entsetzen. Unverholen trat es jetzt mit seinen Ansprüchen, daß ihm die Zügel so gut der weltlichen, wie der geistlichen Gewalt anvertraut seien, hervor. Noch einmal entbrannte der Kampf; es war das letzte Ringen der alten Kaiserherrlichkeit mit dem dieselbe erdrückenden Feinde. Auf italischem Boden wurde der Streit ausgefochten, wurde Deutschlands Einheit und Macht zu Grabe getragen, und mit dem Untergange dieses Heldenkaisers aus dem Hause der Staufen war das Schicksal des Kaiserthums und des deutschen Reiches besiegelt. Das Pabstthum hatte gesiegt, die Aufrichtung eines großen theokratischen Weltreiches mit einem Kaiser an der Spitze war gescheitert und von jetzt ab zur Unmöglichkeit geworden, der Kaisername war nun ein leerer Schall, eine bloße Idee ohne alle reale Macht und noch dazu ein Geschenk des Pabstes.

Schon Pabst Innocenz IV. konnte 1246 an die deutschen Fürsten schreiben: „Wir befehlen Euch, da unser geliebter Sohn, der Landgraf von Thüringen, bereit ist, das Reich zu übernehmen, daß ihr denselben ohne allen Verzug einmüthig wählt."

Und gar bald weiß man es in Deutschland nicht mehr anders, als daß das Sein oder Nichtsein des Kaisers ganz vom Belieben des Pabstes abhange. Gleich bei dem Empfange der Huldigung muß Richard von Cornwallis auf den Gehorsam der Städte Verzicht leisten für den Fall, daß es dem Pabste gefalle, ihm einen andern Bewerber vorzuziehen.

Ebenso fordert Gregor X. nach Richards Tode die deutschen Fürsten auf, eine neue Wahl vorzunehmen, wo nicht, so werde er mit seinen Kardinälen den Kaiser setzen. Und nach vollzogener Wahl ist es wieder der Pabst, der den Prätendenten Alfons von Castilien dahin bringt, auf seine Ansprüche und die Insignien des Reiches zu verzichten, und der dem gewählten Rudolf von Habsburg die allgemeine Anerkennung verschafft.

Wir sehen, das Blatt hat sich seit Heinrich III. und der Synode von Sutri merklich gewendet; da ist es der Kaiser, welcher die streitigen Pabstwahlen entscheidet und den Stuhl Petri besetzt, jetzt ist es der Pabst, welcher die streitigen Kaiserwahlen entscheidet und nicht nur die Kaiserwürde verleiht, sondern auch nach Willkür über die damit verbundene deutsche Königskrone verfügt. Das Pabstthum, getragen vom Zeitgeiste, unterstützt von der Aristokratie der Fürsten, von der Demokratie der lombardischen Städte und dem sich immer mehr geltend machenden Nationalitätsbewußtsein der Völker, war stärker gewesen als das Kaiserthum mit seinen von vornherein nicht recht klaren Ideen altrömischer, von Christenthum und Germanenthum durchdrungenen Weltherrschaft. Schien aber einst unter Heinrichs III. Maßregeln einem Theile des Clerus die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Kirche gefährdet, so war jetzt unstreitig durch die Maßregeln des Pabstthums das Kaiserthum eine ohnmächtige Puppe geworden und die Selbständigkeit und Freiheit der deutschen Nation gründlich gebrochen, letzteres zumeist Dank dem Eigennutze der großen Vasallen.

Das Pabstthum die Sonne, das Kaiserthum der Mond der Christenheit.

Zwei Ideale von Staatsverfaßungen sind es, welche besonders der mittelalterlich-christlichen Welt vorgeschwebt haben, beide entsprungen aus alttestamentlich-jüdischen Anschauungen und übertragen auf die christlich-germanische Welt des Abendlandes, nemlich einmal ein gleichsam erweitertes Königthum Davids und Salomos, verquickt mit altrömischen Traditionen und Erinnerungen aus der Kaiserzeit, eine theokratische Weltmonarchie mit einem weltlichen Herrscher als Spitze, und zum andern ein gleichsam erweitertes hohepriesterliches Reich eines Samuel, ein theokratisches Universalreich mit hierarchischer Spitze. Die Verwirklichung des ersten wurde zum ersten Male versucht von Karl dem großen Frankenkönige; jedoch gelang es ihm nicht ganz, eine politische Einheit aller rechtgläubigen Christen des Abendlandes äußerlich herzustellen; wieder aufgenommen wurde dieselbe von Otto dem Großen und von seinen Nachfolgern unter verschiedenen Schwankungen hin und her fortgeführt. Doch kam es bei diesen letzteren noch viel weniger zu einer Realisirung jener theokratischen Weltmonarchie. Wenn auch hin und wieder dem Ziele nicht mehr fern, folgten dann doch so bedeutende Rückfälle, daß wieder lange Jahrzehnte dazu gehörten, um sie nur einigermaßen wieder zu verwinden. Im Kampfe mit dem Pabstthume hatte es unter dem vierten Heinrich eine so bedeutende Niederlage erlitten, daß es von jetzt ab auf immer

auf die Realisirung seiner Pläne und Ideen verzichten mußte; ein theokratisches Universalreich mit einem Kaiser als Spitze war für das Abendland zur Unmöglichkeit geworden. Vergeblich war auch das Bemühen gewesen, das deutsche Volk durch das Kaiserthum zum herrschenden Volke von Europa zu machen; mit der Niederlage des Kaiserthums ging aller Einfluß Deutschlands auf die übrigen Staaten Europas, soweit er überhaupt noch bestanden hatte, vollständig verloren; Italien löste sich von dem Verbande und schlug seine eigenen Wege ein, Burgund wurde von dem immermehr erstarkenden französischen Reiche nach und nach stückweise absorbirt, und die östlichen Länder, Polen und Ungarn, gingen unter kräftigen Königen bald von der Vertheidigung zum Angriffe auf deutsches Gebiet und deutsches Wesen über. Was dem Kaiserthume an Ländergebieten nach jenem Kampfe noch übrig blieb, war fast nur Deutschland und auch dies, wie wir nachher sehen werden, nur scheinbar. In dem alten Kaiserlande, in Italien, herrschten im südlichen Theile, auf der Insel Sicilien, Könige aus dem den Hohenstaufen verwandten aragonesischen Hause, in Neapel Könige aus dem französischen Hause Anjou, beide nicht im mindesten gewillt, sich einer wirklichen Oberherrschaft des Kaisers zu fügen. Mittelitalien bildete zum größten Theile den sogenannten Kirchenstaat, dessen Herrscher, der Pabst, vielmehr, statt eine Oberherrschaft des Kaisers über sich anzuerkennen, eine Oberherrschaft über den Kaiser beanspruchte. In Oberitalien befand sich eine ganze Reihe kleinerer städtischer Republiken, die nach und nach im Laufe der Zeit fast alle unter glücklichen Condottieren oder reichen Kaufleuten zu Monarchien in Duodez wurden, deren Herrscher sich dann zwar hin und wieder um einen Rechtstitel für ihre Erwerbungen beim Kaiser bemühten und einen solchen auch für Geld und gute Worte erlangten, im übrigen aber auch sich jede Einmischung des Kaisers in ihre Angelegenheiten auf das feierlichste verbaten. Daß die Kaiser mit Heeresmacht nach Italien zogen, um sich dort die Kaiserkrone zu holen, hatte bald ganz ein Ende, und wenn sie später mit wenigen Begleitern an die Thore Roms klopften, um sich den alten Schmuck kaiserlicher Majestät auf die Stirn drücken zu laßen, so war ein solcher Römerzug mehr eine fortwährende Demütigung als ein Triumphzug des Herrn der Welt.

Der Kaiser war also jetzt nichts weiter als der Herrscher über Deutschland, aber auch das wie gesagt nur scheinbar und dem Namen nach; in Wirklichkeit war Deutschland in den letzten Kämpfen vollständig zu einer locker zusammenhängenden aristokratischen Republik geworden, deren Leitung besonders in den Händen der sieben Kurfürsten ruhte. Ohne deren Beistand vermochte der deutsche König nichts; ja, ob ein monarchisches Oberhaupt da war oder nicht, that eigentlich nichts mehr zur Sache; die Angelegenheiten des Reiches gingen auch ohne ihn wohl oder übel

ihren Gang. Schon in der Zeit des sogenannten Interregnums waren die Angelegenheiten des Reiches ohne große Betheiligung des Kaisers oder der Kaiser, denn an solchen fehlte es ja dem Namen nach auch da nicht, versehen worden; ebenso war von einer Wirksamkeit Karls IV., seitdem er seinen Sitz in Böhmen genommen hatte, im Reiche kaum noch etwas zu spüren. Von seinem Sohne Wenzel wußte man in Deutschland eine lange Zeit gar nicht, daß er, der Kaiser des Reiches, von den Böhmen in schmählicher Gefangenschaft gehalten wurde. Albrecht II. ist niemals im Reiche gewesen, und ebenso hat man seinen Nachfolger Friedrich III. auch in siebenundzwanzig Jahren, von 1444—1471, nicht einmal im Reiche gesehen. Daß es darum mit den Reichsangelegenheiten schlechter gegangen wäre, läßt sich kaum behaupten; der Kaiser hatte eben nichts weiter zu thun, als dem beizustimmen, was die Fürsten lange ohne ihn beschloßen hatten; das konnte er aber auch, ohne in höchsteigener Person zu erscheinen. Reichsgüter, wie sie noch zur Hohenstaufenzeit vorhanden, waren auch nicht mehr da, also um der Verwaltung solcher willen brauchte er auch nicht mehr zu kommen. Kurz es gab kein ohnmächtigeres Königthum als das der Deutschen, und man kann mit Recht hinzusetzen, kein überflüßigeres. Nirgends war es dem Pabstthume im Bunde mit den Vasallen so gelungen, die Macht des Königthums zu brechen, als in unserem Vaterlande, und als es nachher im Bunde mit den hinreichend geschwächten Königen daran ging, die ihm nun selbst gefährlich werdende Macht der Vasallen wieder zu brechen, da hatten solche Versuche in Deutschland nicht den Erfolg wie etwa in England, sei es, daß sie nicht so ernstlich gemeint waren wie dort, sei es, daß die emporgekommene Aristokratie Deutschlands nicht so leicht zu bewältigen war, wie anderswo.

Die politischen Zustände Deutschlands waren vielfach denen wieder ähnlich geworden, wie sie Heinrich I. bei seiner Thronbesteigung vorgefunden hatte, eine machtlose Krone und übermächtige Vasallen, ein Aufhören aller Beziehungen zu den außerdeutschen Ländern und ein vorwiegender Einfluß der Geistlichkeit auf die Regierung. Aber diese Zustände waren eben nur ähnlich, nicht gleich; denn, um nur das hervorzuheben, die Herzöge, welche Heinrich vorfand, waren zwar so gut als selbständig, aber sie standen einzelner, während die jetzigen großen Vasallen durch Fürstenversammlungen und Reichstage einen wenn auch sehr schwerfälligen Organismus bildeten. Ebenso war der Einfluß der Geistlichkeit auf die Regierung der Vorgänger Heinrichs ein Einfluß deutscher Geistlichkeit, welche in Bezug auf Rom und Pabstthum noch eine ziemlich selbständige Stellung einnahm, während jetzt eine römische Geistlichkeit mit einer Spitze, welche zugleich weltliche und geistliche Gewalt verband, auf die deutschen Verhältniße leitend und bestimmend einwirkte. Heinrich hatte dadurch, daß er die einmal emporgekommenen Herzogsgewalten schonte,

aber doch nicht weiter emporkommen ließ, das Ansehn des Königthums gehoben, er hatte dadurch, daß er die Beziehungen zu den außerdeutschen Ländern nicht wieder aufnahm, seine ganze Kraft den deutschen Verhältnißen widmen können, und von dem Einfluße der Geistlichkeit hatte er sich ohne großes Aufheben losgemacht. Auf diese Weise war das deutsche Königthum unter ihm zu neuer Macht und zu neuem Ansehn gelangt, und wir müßen sagen, auf ähnlichem Wege war auch jetzt für dasselbe noch nicht alle Aussicht auf eine spätere Kräftigung verloren, wenn dieselbe auch schwieriger geworden war, als damals.

Oberflächlich angesehen, könnte es nun auch so erscheinen, als habe Rudolf von Habsburg ähnliche Wege wie Heinrich I. einschlagen wollen; denn auch er nahm die Beziehungen zu den außerdeutschen Ländern nicht wieder auf, von einem Römerzuge und einer Einmischung in die italienischen Angelegenheiten wollte er nichts hören, Italien war ihm bekanntlich die Höhle des Löwen, wohinein viele Fußtapfen gingen, aber keine heraus. Er concentrirte seine Kraft auf die Ordnung der deutschen Verhältniße und das auch nicht ohne Erfolg; ebenso verfuhr er mit großer Schonung gegen die hohe Aristokratie des Reiches. Aber die Handlungsweise beider ging von höchst verschiedenen Motiven aus und führte daher auch zu höchst verschiedenen Resultaten. Heinrich hatte als Endziel aller seiner Bestrebungen immer eine fest in sich geschloßene Reichseinheit und ein starkes Königthum vor Augen, von Rudolf kann man gleiches nicht sagen, ihm kam es zumeist nur darauf an, seinem Hause Länderbesitz, Macht und Ansehn zu verschaffen. Bei ihm ist der sorgsame Familienvater alles, für seine Kinder will er sorgen und wenn es selbst auf Kosten des Königthums und des Ansehns und der Ehre Deutschlands geschieht. Um seinem Hause die östreichischen Länder zu verschaffen, erklärt er die Belehnung Ottokars von Böhmen mit denselben durch König Richard von Cornwallis für ungültig wegen der fehlenden Einwilligung der Kurfürsten, einer Einwilligung, von der sonst nie und nimmer bei Belehnungen die Rede gewesen war. Auf diese Weise nimmt er dem Königthume eine Prärogative und giebt sie den Vasallen, um nur seinen Eigennutz zu befriedigen; eine Handlungsweise, zu der sich Heinrich nimmer herbeigelaßen haben würde. Auch seine Verzichtleistung auf die außerdeutschen Länder hat ihren Grund in anderen Dingen. Er ist vom Pabst Gregor X. zum Könige vorgeschlagen und zur allgemeinen Anerkennung gebracht, er braucht ein gutes Einvernehmen mit dem Pabste, um die Gründung einer starken Hausmacht durchzusetzen. Um alle Streitigkeiten mit dem Pabste zu vermeiden, giebt er daher sofort alle Ansprüche der deutschen Könige an die italienischen Länder freiwillig daran. Ebenso ließ er sich die beanspruchte Oberlehnsherrschaft des Pabstthums willig gefallen, der Heinrich gewiß mit aller Kraft entgegengetreten wäre, wie denn dieser gewiß auch

fest und altbegründete Ansprüche niemals aufgegeben haben würde; als solche mußten nun aber doch auch die Ansprüche auf Italien angesehen werden, was zu Heinrichs Zeiten noch nicht der Fall war.

Die Politik des nüchternen Rudolf, Vergrößerung der Hausmacht, selbst, wenn es nicht anders ging, auf Kosten der königlichen Macht und des Reiches und unter den größten Demütigungen gegen das Pabstthum ist in seinem Hause erblich gewesen und wurde auch die Musterpolitik der übrigen Könige aus anderen Häusern bis auf den Luxemburger Heinrich VII., der noch einmal die Wiederaufnahme der hohenstaufischen Politik versuchte, aber bald sein Ende fand. Unglücklicher Weise für Deutschland trieb der Grundsatz der Kurfürsten, nie zwei Könige aus demselben Hause hinter einander und dann womöglich immer nur einen an Land armen Fürsten zu wählen, die neugewählten Könige erst recht in diese Politik hinein. Hatten sie doch als Könige nur so viel Bedeutung, als sie eben Hausmacht hinter sich hatten; was lag also mehr auf der Hand, als alle durch das Königthum irgend gebotenen Mittel zu benutzen, um sich eine bedeutende Hausmacht zu erwerben. Ging dann auch die Krone der Familie wieder verloren, so war man doch durch diese in die Reihe der mächtigen Reichsfürsten gerückt, und es findet sich nicht selten das Beispiel, daß, während der Vater Kaiser und König sein Lebenlang unter den Sorgen geseufzt hat, die ihm übermütige Reichsfürsten bereiteten, der Sohn Kurfürst oder Herzog dem neuen Kaiser und König mit gleicher Münze dient, wie die, mit der die Reichsfürsten seinem Vater gedient haben.

Kein deutscher König hat in der Verfolgung solcher Hauspolitik mehr geleistet, als Maximilian, der letzte Ritter, ein Mann, zusammengesetzt aus allerlei Fantastereien und crassen Nützlichkeitsbestrebungen. Gerade in der Zeit, wo in den anderen europäischen Ländern allgemach die Institutionen des Mittelalters zerfallen, wo das Königthum in Frankreich und England die wiederstrebenden Gewalten beugt, die Nationen vereinigt und zum nationalen Selbstbewußtsein führt, giebt er ein Vorrecht des Königthums nach dem andern hin, um die Hülfe der Fürsten zur Ausführung seiner Pläne auf Burgund und Italien zu gewinnen, und gerade unter ihm wird, man kann es sagen, das deutsche Königthum gänzlich auf den Aussterbeetat gesetzt. Freilich ihm allein davon die Schuld aufbürden zu wollen, wäre gewiß ungerecht; er ist vielmehr nur derjenige, welcher aus der alten, verwitterten Ruine noch die besten Steine herausbricht und sie dadurch gänzlich unbewohnbar macht. Eine ähnliche Entwicklung wie in Frankreich und England war, Dank dem Pabstthume, in Deutschland zur Unmöglichkeit geworden. Was sollten auch Monarchen, wie Maximilians Vater Friedrich III. für die Gründung einer starken Königsherrschaft thun, ein Kaiser, der, aus seinen Erblanden vertrieben, als ein Flüchtling im Reiche herumzieht, sich in Städten und Klöstern

speisen läßt, wo man eben Lust hatte, ihn umsonst zu speisen, der seine übrigen spärlichen Bedürfnisse aus den geringen Gefällen seiner Kanzlei bestreiten muß und zuweilen mit einem Gespann Ochsen von Ort zu Ort fährt! Und doch war dieser armselige Kaiser auf das äußerste zähe, wenn man von ihm verlangte, daß er von den Vorrechten kaiserlicher Gewalt auch nur das mindeste hingeben sollte, während sein Sohn Max bei besseren Verhältnißen es damit gar nicht so genau nahm. Unter letzterem verlor auch die Krone die oberste Gerichtsbarkeit im Reiche, eine der letzten Prärogativen derselben, unter ihm wurde ein Reichsrath auf dem Reichstage zu Augsburg eingesetzt, dessen Einsetzung einer Abdankung des Königs schon von den Zeitgenossen für ziemlich gleichbedeutend angesehen wurde, kurz unter ihm ging wirklich noch der letzte Schein königlicher Macht vollständig verloren, so daß das deutsche Königthum in der That schon damals nichts weiter mehr war, als ein bloßer Name. Und das Alles, wie gesagt, um die Hülfe des Reiches für seine auswärtigen Unternehmungen zu gewinnen, die zumeist nur für sein Haus von Interesse waren.

Während so der eigentliche Herrscher Deutschlands ein Stück seiner Herrschaft nach dem andern verlor und zuletzt nur noch dem Namen nach ein Herrscher dieses Landes war, betonte er immer mehr seine andere Würde, nemlich die kaiserliche. Trotz seiner Niederlage und trotzdem durch dieselbe offenbar geworden, daß eine Realisirung seiner Idee unmöglich sei, verschwindet nemlich das Kaiserthum nicht aus der Geschichte. Freilich eine lange Zeit will es den Anschein haben; denn Rudolf von Habsburg und seine nächsten Nachfolger verzichten auf diese Würde; aber ein gänzliches Aufhören derselben lag weder in der Absicht des Pabstthums, noch in dem Willen der übrigen Mächte, welche sich am Kampfe gegen dasselbe betheiligt hatten, und nach ungefähr einem halben Jahrhundert gab es wieder wirklich gekrönte Kaiser und hat solche gegeben beinahe noch zwei Jahrhunderte, von wo ab an die Stelle der gekrönten die erwählten traten, die dann noch recht lange, fast zu lange die Einheit Deutschlands und der abendländischen Christenheit repräsentirt haben. Allerdings waren dies nicht Kaiser, wie sie Karl der Große, Otto und seine Nachfolger bis zu den letzten Hohenstaufen herab gedacht hatten; die erste Stelle in der abendländischen Christenheit beanspruchten sie durchaus nicht mehr, die überließen sie dem Pabste, aber die zweite. Gregor VII. hatte einmal das Pabstthum mit der Sonne, das Kaiserthum mit dem Monde verglichen; damals hatte das Kaiserthum sich nicht mit der Stelle eines Mondes in der Welt genügen laßen, sondern die Sonne selbst sein wollen, jetzt war es doch dahin gekommen, daß es Mond war, und die meisten Kaiser gefielen sich sogar darin, Mond zu sein. Wenn auch hin und wieder noch einmal eine Erinnerung an die alte Kaiserherrlichkeit bei

einigen Trägern des Kaiserthums auftauchen will, so wird doch diese bald zum Schweigen gebracht, und die meisten derselben denken nicht mehr an Kampf und Streit um den Vorrang in der Welt. Die beiden schlimmen Feinde, Pabst und Kaiser, werden vielmehr nach und nach gut Freund. Das Kaiserthum geht im Laufe der Zeit auf die ihm vom Pabstthume angewiesene Stellung eines weltlichen Armes der Kirche ein, löst sich aber dadurch immermehr von allen nationalen Elementen ab, nimmt rein universellen Charakter an und wird etwas dem Pabstthume analoges in der Christenheit, gleichsam eine Ergänzung desselben, wozu es unleugbar von vornherein nicht ohne Anlage war. Schon Heinrich VII. hält es für eine Beleidigung, wenn man ihn vor seiner Kaiserkrönung einen König der Deutschen nennt, er will römischer König genannt sein, während doch die früheren ungekrönten Kaiser alle den Titel eines deutschen Königs geführt haben. Es geräth fast in Vergeßenheit, daß die Deutschen einen König haben; sie geben dafür der Welt den höchsten Herrn, den Kaiser. Die Kaiser gelten jetzt als die wirklichen Nachfolger der alten römischen Imperatoren; von den Römern ist das Kaiserthum zuerst auf die Griechen, dann durch Karl den Großen und Otto auf die Deutschen übergegangen; an die Stelle des römischen Senates und des Volkes ist das Collegium der Kurfürsten getreten. Diese bezeichnen sich auch sonderbarer Weise selbst vielfach so; schon bei der Wahl Konrads IV. sagen sie: „Wir, die wir des römischen Senates Stelle einnehmen, die wir als die Väter und Leuchter des Reiches gelten." Von ihnen schreibt Petrus de Andlo in seinem Buche de romano imperio*): „Jene Kurfürsten sind an die Stelle des römischen Senates und Volkes getreten." In einem Entwurfe zur Abstellung der Beschwerden des Reiches heißt es: „Die Deutschen, welche die Würde des römischen Reiches und deshalb die Obrigkeit aller Lande an sich gebracht haben." Wenn die Kurfürsten zur Wahl schritten, so schwuren sie, „nach bester Vernunft küren zu wollen das weltliche Haupt christlichen Volkes, das ist einen römischen König und künftigen Kaiser." Man sieht, was das Cardinalcollegium im Verhältniß zum Pabste, das sind die Kurfürsten im Verhältniß zum Kaiser.

Auch die Kaiser haben die Anschauung von ihrer Stellung, daß sie die Oberherren der abendländischen Christenheit sind, und werden ebenso von Ausländern und fremden Fürsten als solche bezeichnet, wenn man ihnen auch fast keine Macht zugesteht, wo es darauf ankommt, ihre Oberherrschaft auch faktisch anzuerkennen. Als Kaiser Friedrich III. zum römischen Kaiser erwählt worden ist, preist König Wladislaus von Polen den Erwählten glücklich, daß er das Diadem der Monarchie der Welt empfangen werde. Kaiser Sigismund befahl, seine Leiche einige Tage zu

*) lib. II. c. III.

zeigen, damit jedermann sehen möge, daß „all der Welt Herr todt und gestorben sei". „Wir haben", schrieben die Kurfürsten 1440 an Friedrich III., „Ew. Königliche Gnade zu einem Haupt, Schützer und Vogt der ganzen Christenheit erwählt", sie sprechen dann die Hoffnung aus, daß das der römischen Kirche, der ganzen Christenheit, dem heiligen Reiche und gemeinen Christenleuten nützlich sein solle. Die Zeit bedurfte eben eines äußerlich faßbaren Beweises der kirchlich-politischen Einheit des Abendlandes, eines sichtbaren Ursprungs aller Legitimität und Autorität, und ein solcher sollte der Kaiser sein. Darum wird auch nie in Frage gestellt, daß ein solches weltliches Oberhaupt der Christenheit da sein müße im Kaiser; alle Zweifel an der Machtvollkommenheit desselben richten sich vielmehr gegen das Recht der Deutschen, den christlichen Nationen des Abendlandes einen Kaiser zu setzen. Johann von Salisbury spricht daher: „Wer hat die Deutschen zu Richtern der Völker ernannt? Wer hat den dummen, wüthenden Menschen Macht gegeben, daß sie nach Willkür einen Fürsten setzen über die Häupter der Menschenkinder?" In Deutschland war man unbedenklich der Meinung, daß auch die übrigen christlichen Könige, namentlich von England, Spanien und Frankreich, dem Kaiserthume von Rechts wegen unterworfen seien; denn diese Länder hatten ja alle einmal zu dem alten römischen Reiche gehört, und nur darüber war Streit, ob ihr Ungehorsam entschuldigt werden könne oder als sündlich betrachtet werden müße. Es hat Zeiten gegeben, wo die Engländer alles Ernstes nachweisen zu müßen glaubten, daß sie seit Einführung des Christenthums nicht unter dem Reiche gestanden hätten, sondern selbständig gewesen wären.

Einer so durchgehenden Anerkennung der abendländischen Welt wie das Pabstthum hat sich jedoch das Kaiserthum niemals erfreut, und selbst wenn nun auch ein ausländischer Fürst dem Kaiser den Vorrang vor sich zugestand, so gestand er ihm damit doch noch keine Herrschaft über sich und keinen Einfluß auf die Angelegenheiten seines Landes zu. Letzteres wird auch in dieser Zeit von den Kaisern nicht mehr beansprucht, ihnen genügt es, wenn man ihnen das Recht in der Idee nicht bestreitet, an eine faktische Ausübung desselben denken sie nicht. Das Kaiserthum war in dieser Zeit eine rein in der Idee beruhende Macht, die selbst da, wo sie Anerkennung fand, wie in Deutschland, selten zu wirklichem und entscheidendem Einfluße auf die Verhältniße gelangte. Wie Kaiser Friedrich III. auf dem Ochsenwagen als Flüchtling im Reiche herumfuhr und sich von Klöstern und Städten speisen ließ, haben wir bereits gesehen, und wie kein Gericht weniger Gehorsam fand als das kaiserliche, trotzdem alle Jurisdiction auf den Kaiser zurückgeführt wurde, ist eine bekannte Sache.

Das Kaiserthum stand jetzt auch in Deutschland erst in zweiter Linie, das Pabstthum galt als die höhere Macht. So zieht z. B. die Stadt

Basel bei Stiftung ihrer hohen Schule in Ueberlegung, ob dafür nach dem gutheißenden Breve des Pabstes auch noch die Bestätigung des Kaisers erforderlich sei, und entscheidet endlich, daß man einer solchen nicht bedürfe; denn die untere Gewalt vermöge die Bestimmungen einer oberen nicht zu bekräftigen: der apostolische Stuhl sei der oberste Brunnen der Christenheit. Als der Kaiser die Kurwürde Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz nicht anerkennen will, hält es dieser für hinreichend, sich dieselbe vom Pabste bestätigen zu lassen, und wird darauf in der Ausübung seiner Befugniße im Reiche nicht wieder gestört. Der königliche Hofrichter hatte einst über den Rath von Lübeck die Acht ausgesprochen, der Rath brachte eine Cassation dieses Urtheils bei dem Pabste zu wege. Mit Recht kann man sagen, Deutschland, das Land, welches bis dahin die Geschicke Europa's geleitet hatte, stand nun vielfach unter der Herrschaft eines fremden, eines italienischen Fürsten, der diese Herrschaft unter dem Titel eines Oberpriesters der Christenheit beanspruchte; denn der Pabst hatte in Wirklichkeit in Deutschland eine weit größere Macht als der Kaiser, und was sich dieser nimmer erlauben durfte, das durfte sich jener noch lange erlauben. Kein Kaiser hat es gewagt, einen Kurfürsten des Reiches abzusetzen, die Päbste haben es gewagt und auch zuweilen wirklich durchgesetzt. Die entferntesten deutschen Bisthümer verliehen die Päbste an italienische Prälaten und zwar oft, ohne eine Wahl nach kanonischem Rechte vorangehen zu laßen, die sie doch früher den Kaisern gegenüber so sehr betont hatten. Keck und ungescheut griffen die Päbste in jeder Weise in die deutschen Verhältniße ein. Pabst Johann XXII. erlaubte sich nicht nur unerhörte Eingriffe in die Besetzung deutscher Pfründen, sondern er nahm auch die Befugniß für sich in Anspruch, den gewählten Kaiser zu prüfen und nach Befinden zurückzuweisen, ja in dem Fall einer streitigen Wahl, wie sie damals vorlag, selbst als Reichsverweser zu fungiren. Endlich leitete dieser Pabst sogar geradezu Unterhandlungen ein, um einen französischen Prinzen auf den kaiserlichen Thron zu befördern.

Wenn nun auch dies Verhältniß der Päbste zu Deutschland nicht mit Waffengewalt erzwungen war und auch nicht mit Waffengewalt behauptet wurde, so war es doch drückender als manche andere Fremdherrschaft und ein Hohn und Spott auf die Freiheit und Selbständigkeit der deutschen Nation. Am empfindlichsten wurde dieser Druck durch die ungeheuren Geldsummen, welche diese geistlichen Herrscher aus Deutschland zogen; man berechnete dieselben auf jährlich 300,000 Gulden, eine für die damalige Zeit sehr bedeutende Summe, und zwar ohne die Prozeßkosten oder den Ertrag der Pfründen, der dem römischen Hofe zufiel. Durch ihre Annaten, Pallien und mancherlei andern Gefälle der Curie brachten sie ein bei weitem größeres, nach Kaiser Maximilian I., ein hundertmal

größeres Einkommen aus dem Reiche auf, als der Kaiser, und ihre Ablaßverkäufer durchzogen unaufhörlich die Provinzen des Reiches. Am meisten mußte für die Annaten aufgebracht werden. So kostete das Pallium von Mainz 20,000 Gulden, von Trier gesetzlich allerdings nur 10,000 Gulden, doch stiegen auch hier die Kosten auf 20,000 Gulden ꝛc. Diese Kosten mußten nun von den Unterthanen der geistlichen Fürsten aufgebracht werden, und mancher derselben mag wohl bei Annäherung seines Todes wie Jacob von Liebenstein gewehklagt haben, er bedaure denselben hauptsächlich deshalb, weil sein Land nun schon wieder jene Gefälle aufbringen müße.

Ein solches Treiben der Päbste konnte nicht ohne Widerstand bleiben, sowohl in Deutschland, als auch in anderen Ländern, denn auch diese wurden im Ganzen nicht viel besser behandelt, als unser Vaterland. Dazu waren die Päbste seit 1309 nach Avignon übergesiedelt und dadurch zu Werkzeugen französischer Politik geworden, so daß also eigentlich nicht mehr der Pabst die abendländische Christenheit beherrschte, sondern der König von Frankreich durch den Pabst. Den Einfluß des Kaiserthums hatte das Pabstthum gebrochen, in die viel drückendere Gewalt des französischen Königthums war es gerathen. Diese Päbste von Avignon waren auch nicht mehr jene ernsten, strengen Männer, streng auch gegen sich selbst, welche von der Synode zu Sutri bis gegen das Ende der Hohenstaufenzeit auf dem apostolischen Stuhl geseßen hatten, sondern dies waren zumeist leichtfertige, lockere Gesellen, die in allerlei Lüsten und Vergnügungen die großen Summen verpraßten, welche sie aus den Ländern der Christenheit unter allerlei Titeln herauspreßten.

Den ersten Widerstand fand das Pabstthum bei seinen alten Bundesgenoßen, der Aristokratie, mit deren Hülfe es das Königthum gedemütigt hatte. In England hatte der Pabst mit Hülfe der hohen Aristokratie den König Johann dahin getrieben, das Reich von ihm zu Lehen zu nehmen. Als er nun später, mit dem Könige vereint, die Macht der Aristokratie zu brechen suchte, da zog diese auch die übrigen Stände mit in ihr Interesse, und es gelang nicht, sie auf die Dauer niederzuwerfen. Die sich auf diese Weise entwickelnde parlamentarische Verfaßung Englands konnte es zuerst wagen, sich der Allgewalt des Pabstthums entgegenzusetzen, und als das Königthum in richtiger Erkenntniß seiner wahren Stützen sich mit dem Parlamente zu gemeinsamem Handeln vereinigte, da mußte das Pabstthum seine Forderungen herabstimmen und nachgeben.

Auch in Frankreich begegnete der schöne Philipp den Drohungen des Pabstes Bonifacius VIII. mit einer Appellation an die Stände seines Reiches. Diese vereinigten sich für die Unabhängigkeit des französischen Königthums, und Philipp durfte es wagen, jeden für einen Narren zu erklären, der nicht glaube, daß der König von Frankreich in weltlichen Dingen niemand

unterthan sei. Als der Pabst nichtsdestoweniger den Kampf aufnahm, da erlitt er eine schwere Niederlage, und diese Niederlage eben überlieferte das Pabstthum in die Hände der Könige von Frankreich. Das Geheimniß, die Anmaßungen der Päbste zurückzuweisen, war auf diese Weise den Königen offenbar geworden.

Ebenso hatten die ersten Hohenstaufen, wie wir gesehen haben, ihre Erfolge dem Pabstthume gegenüber dem Beistande der Aristokratie zu verdanken, und auch als die Anmaßungen der Päbste in Avignon immer ärger wurden, da traten die Kurfürsten zu Rhense zusammen und protestirten dagegen. Aber in Deutschland kam es nicht wie in England und Frankreich zu einem vollen Ausdrucke des Nationalwillens; denn die deutsche Aristokratie schloß die übrigen Stände des Reiches consequent von den Reichsversammlungen aus; daher denn auch ihre Bestrebungen nicht von dem Erfolge gekrönt wurden, als anderswo. Als nun obenein das Kaiserthum, voll Argwohn gegen die Fürsten, immermehr sich von allen nationalen Elementen loslöste und seine Interessen mit denen des Pabstthums für identisch hielt, da war an einen nachhaltigen Widerstand gegen die Anmaßungen der Päbste nicht mehr zu denken.

Daher kam es auch, daß die großen reformatorischen Bewegungen in der Kirche, welche in den Concilien zu Pisa, Constanz und Basel ihren Ausdruck fanden, für eine Wiedererhebung Deutschlands und des Kaiserthums spurlos vorübergingen. Es galt auf diesen großen Kirchenversammlungen, der Kirche eine ähnliche Verfaßung zu geben, wie sie sich nach und nach jetzt in den einzelnen Staaten Europas ausgebildet hatte, und das Recht der Nationalkirchen gegenüber der Universalkirche zur Geltung zu bringen; dabei fehlte es denn auch nicht an Stimmen, welche die alten Rechte der Kaiser in kirchlichen Angelegenheiten wieder hervorhoben. Die Kirchenversammlung von Basel faßte den Entschluß, zugleich die Freiheit der Nationen und die Autorität der Concilien auf immer festzustellen und fand damit vorzüglich bei den Deutschen Beifall. Die zwei- und dreispältigen Pabstwahlen am Anfange des 15. Jahrhunderts, die Beschlüße der großen Concilien und die Sympathien des Volkes, welche sich dem Kaiserthum gewiß zugewandt hätten, boten demselben die günstigste Gelegenheit, zu neuer Machtentwicklung zu gelangen, wenn es verstanden hätte, sich dieser Bewegung zu bemächtigen. Freilich die Wiederherstellung eines universalistisch-römischen Kaiserthums war auch dadurch nicht mehr erreichbar; aber die Wiederherstellung eines selbständigen deutschen Kaiserthums, und unser Volk würde ganze andere Bahnen gewandelt haben, als später. Während jedoch die anderen Monarchen Europas, insbesondere die Könige von Frankreich, diese günstigen Verhältniße benutzten, um die Selbständigkeit ihrer Nationalkirchen und damit das Ansehn ihrer Krone zu fördern, während Männer wie Georg von Heimburg

und andere kühn ihre Stimme erhoben, agitirte Kaiser Friedrich III. für den Pabst gegen die Bestrebungen der Nation, und Deutschland ging geknechteter als je aus jenen Stürmen hervor. Der kluge Aeneas Sylvius wußte durch Verschlagenheit und Bestechungen den Widerstand der Nation zu vernichten, und zu den Bestechungen standen ihm selbst kaiserliche Vorschüße zu Gebote. Auf das klarste trat gerade in diesen Zeiten zu Tage, daß das Kaiserthum nicht das deutsche Volk repräsentirte, sondern daß es über seinen universalistischen Bestrebungen allen nationalen Grund und Boden unter den Füßen verloren hatte; von einem solchen Unterpabstthum war aber für das deutsche Volk kein Heil mehr zu erwarten.

Die Reformation und das Kaiserthum bis zu seinem Untergange.

Die Reformationsbestrebungen der großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts hatten wenig oder gar keinen Erfolg gehabt; es war nicht gelungen, der Kirche, wie man wollte, eine aristokratisch-republikanische Verfaßung zu geben und die Rechte der Nationalitäten zur Anerkennung zu bringen; ebenso wenig war nach denselben eine wesentliche Beßerung in dem verwilderten und unsittlichen Leben der Geistlichen eingetreten. Das Pabstthum verfuhr unter Umständen eigenmächtiger und willkürlicher als vorher; dabei hatten seit den Zeiten des römischen Hurenregimentes keine elenderen Subjecte auf St. Peters Stuhl geseßen, als am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, und wie das Haupt war, so waren auch zumeist die Glieder bis zu den Dorfpfarrern herunter, so daß die Bürger deutscher Städte sich weigerten, zum Kriege auszuziehen, weil sie ihre Weiber mit den Priestern nicht allein zu Hause zurücklaßen durften. Das deutsche Volk wurde auch vor jenen Concilien nicht mehr von römischen Curtisanen durch Annaten, Pallien und Ablaßkram ausgeplündert, als nachher. Natürlich war daher auch die Opposition gegen das Pabstthum und die Mißbräuche der Kirche nicht gedämpft, sondern, wenn auch von der Oberfläche und aus dem öffentlichen Leben mit Gewalt verdrängt, in der Tiefe der Gemüther nur um so intensiver und gefahrdrohender.

Ein neuer Ausbruch derselben konnte also nicht ausbleiben und blieb auch nicht aus. Entsprungen war derselbe diesmal zunächst und vorzugsweise nicht aus Bedenken über die Rechtmäßigkeit der bisherigen Kirchenverfaßung, ebensowenig aus Unwillen über kirchliche und politische Knechtung der deutschen Nation, sondern vielmehr aus den tiefinnersten Seelenkämpfen eines Mannes, der, verzweifelnd, auf den Wegen der römischen Kirche seiner Seelen Seligkeit zu finden, mit glühendem Eifer die Quellen der christlichen Religion und die Schriften der älteren Kirchenväter durchforschte und dabei einen Irrthum nach dem andern in den bisherigen Lehren der römischen Kirche entdeckte und zur Sprache brachte. Diese aus theologisch-populären Ursachen hervorgegangene Opposition zündete sofort in allen ähnlichgestimmten Seelen, und es ging bald eine große Bewegung von Wittenberg aus durch das deutsche Volk. Naturgemäß schloßen sich nun an sie alle anderen Oppositionsbestrebungen gegen Pabstthum und römische Kirche, wie sie besonders in den Kreisen der gelehrten Welt gehegt wurden, an, und mit flammenden Worten forderten Hutten und andere das deutsche Volk auf, endlich das schmachvolle Joch der Römlinge von sich zu werfen. Dem Einfluße dieser aus national-politischen Ursachen entsprungenen Bestrebungen konnte auch Luther sich nicht entziehen; jene ritterlichen Kämpfer gegen Rom waren ja seine natürlichen Bundesgenoßen, und die Schmach Deutschland's fühlte auch er so gut wie einer, wenn sie ihn gleich nicht auf den Kampfplatz gerufen hatte. In der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation nahm er die Hand an, welche ihm die zumeist dem Ritterstande angehörenden Streiter für deutsche Freiheit gegen Rom und den Romanismus angeboten hatten, und machte ihre Sache zu der Seinigen. Schonungslos enthüllt er in dieser Schrift alles das, was deutsche Gutmütigkeit seit Jahrhunderten von Rom unwürdiges erduldet hat; er spricht von dem Hohn, mit welchem man allen gerechten Forderungen des deutschen Volkes in der heiligen Stadt begegnet, und mit furchtbarer Beredsamkeit regt er das deutsche Nationalgefühl auf. Er verlangt Beschränkung der Ueppigkeit des päbstlichen Hofes, Sicherheit gegen die Aussaugung des deutschen Volkes durch römische Habgier, freie Besetzung der deutschen Kirchenämter mit Deutschen, Entscheidung der Prozesse vor dem deutschen Gericht, Aufhebung des knechtischen Eides der Bischöfe, Abthun der weltlichen Gewalt des Pabstes, die zumeist auf erlogenen Schenkungen und Anmaßungen beruhe, Beschränkung der Bettelmönche, Zurückführung der Klöster auf ihre alte Bestimmung, christliche Schulen zu sein, Aufhebung des erzwungenen Coelibats, Aussöhnung mit den Böhmen auf billige Bedingungen, Abstellung des romanischen Rechts, des Abgottes Aristoteles und des Götzendienstes der Heiligen und Beßerung des akademischen Studiums und des Volksunterrichtes. Alle päbstlichen Gesandschaften mit allem, was sie zu

verkaufen haben, sollen aus dem Lande gejagt werden, und dazu soll der deutsche Adel mit helfen, aber nicht durch das Schwert. In der bald darauf folgenden Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche erklärt Luther schon unumwunden das Pabstthum nicht für eine menschliche, sondern für eine teuflische Einsetzung, und durch die Verbrennung der päbstlichen Baunbulle vor dem Elsterthor in Wittenberg sagte er sich auf immer los vom Pabstthume.

Ganz Deutschland jauchzte dem kühnen Manne zu, und nur noch einmal hat sich in der Geschichte eine solche Begeisterung und Erregung unseres Volkes bemächtigt, wie diese; das war, als unsere Väter am Anfange dieses Jahrhunderts sich erhoben, um das Joch der französischen Fremdherrschaft von ihrem Nacken zu werfen. Wie eine Ahnung kommender beßerer Zeiten ging es durch das Volk, und Alles ließ sich dazu an, als wenn die ursprünglich religiöse Bewegung zugleich einen Aufschwung deutschen Volkslebens und eine politische Wiedergeburt unserer Nation hervorrufen würde. Noch einmal war die Gelegenheit gegeben, die deutsche Nation zu einer fest geschloßenen politischen Einheit zu vereinigen, und das deutsche Königthum, welches, wenn auch ziemlich unkenntlich geworden, doch immer noch im Kaiserthume eingeschloßen war, zu kräftiger Machtentfaltung zu bringen. Es mußte nur die fremdartige Hülle abgestreift werden von dem Kaiserthume, um demselben von neuem reale Macht in die Hand zu geben; denn dem Pabstthume gegenüber hob die reformatorische Bewegung auch ganz besonders den göttlichen Ursprung der weltlichen Obrigkeit und ihre Unabhängigkeit von den kirchlichen Gewalten hervor. Auch den großen Vasallen gegenüber scheint das Kaiserthum sich zu Anfang einer besonderen Gunst der politischen Leiter jener Bewegung zu erfreuen; die rheinisch-fränkische Ritterschaft will die Macht der Fürsten geschwächt, die Macht des Kaiserthums gehoben wißen, und unter den zwölf Artikeln der aufständischen Bauern befindet sich auch ein Artikel, nach welchem man das Aufhören der Herrscherrechte der Fürsten verlangt, aber die Herrschaft des Kaisers beibehalten will. Mit Recht läßt sich daraus schließen, daß dergleichen Ideen damals nicht selten unter dem Volke zu finden waren. Ihren Grund hatten sie freilich nicht in der Reformation, aber es ist beachtenswerth, daß sie eben doch im Gefolge derselben auftraten.

Es kam nun darauf an, welche Stellung das Kaiserthum zu diesen religiösen und politischen Bewegungen in Deutschland einzunehmen gedachte. Ein Kaiser nach der Auffaßung Friedrichs III., so eine Art Unterpabst und Schirmvogt der römischen Kirche, konnte freilich in diesen Bewegungen nichts weiter sehen als einen Angriff auch gegen seine Autorität, und mußte sich ihr feindlich gegenüberstellen; ein Kaiser dagegen, der in sich vorzugsweise den deutschen König sah, konnte ganz wohl sich

der Bewegung bemächtigen und sie zum Siege führen. Bei dem damaligen Kaiser Maximilian I. war weder das eine, noch das andere der Fall. Wenn er auch in gewißer Beziehung ein Fantast war, und seine Fantasterei einmal selbst so weit ging, daß er beschloß, die Kaiserkrone niederzulegen und selber Pabst werden zu wollen, so war er doch auch andererseits nüchtern genug, zu erkennen, daß seine und des Pabstes Interessen durchaus nicht identisch seien. Obenein hatte er auch in seinem Leben oft genug unter den Anmaßungen der Päbste zu leiden gehabt, als daß das Pabstthum auf eine besondere Gunst von seiner Seite hätte rechnen können. Wir sehen ihn daher auch durchaus nicht so sehr gegen die Bestrebungen Luthers und der reformatorischen Partei eingenommen; ja, er scheint zeitweise nicht abgeneigt zu sein, sich dieser Bestrebungen anzunehmen und sie zu seinem Nutzen auszubeuten, wie er ja denn auch einmal an Kurfürst Friedrich von Sachsen schreibt, er möge den Mönch (Luther) „fleißig bewahren", man könne sich desselben vielleicht einmal bedienen. Aber er war eben nicht mehr jung genug, um mit Kraft und Ernst sich der Sache hinzugeben, und, was die Hauptsache war, seine Interessen gingen gänzlich darin auf, sein Haus zu heben und demselben Macht und Ansehn unter den Fürsten Europas zu verschaffen; für die Sache des deutschen Volkes hatte er kein rechtes Herz und auch wohl kein rechtes Verständniß. Schreibt er doch selbst unterm 24. Mai 1518, sein Lebtage habe er daran gearbeitet, sein Haus groß zu machen; alle seine Mühe aber würde verloren sein, wenn er nicht auch das letzte Ziel erreiche. Das letzte Ziel aber, was er erreichen wollte, war, seinem Enkel Karl die Nachfolge im Reiche zu sichern, und dies hielt er wieder ohne Beistand des Pabstes für unmöglich. Wenn er daher an Friedrich von Sachsen schreibt, daß man vielleicht den Mönch noch einmal benutzen könne, so denkt er wohl nur daran, daß es vielleicht nöthig werden könne, den Pabst durch die Drohung, sich der Sache Luthers anzunehmen, von der Unterstützung anderer Bewerber um die Kaiserkrone abzuschrecken und ihn zu zwingen, Karl seinen Beistand zu geben.

Maximilian I. starb, ohne sein Ziel als ein vollständig erreichtes ansehen zu können; aber was ihm nicht mehr vergönnt war zu erleben, das geschah nach seinem Tode; sein Enkel Karl wurde zum Kaiser erwählt. Mit ihm kam nun ein Fürst auf den Kaiserthron, der die bedeutendste Macht unter allen Fürsten Europas in seiner Hand hielt; von seinem Vater hatte er die Niederlande, von seiner Mutter die spanischen Herrschaften, die Königreiche Spanien, Neapel und Sicilien, dazu alle neuentdeckten Länder in anderen Welttheilen, und von seinem Großvater Maximilian die österreichischen Besitzungen geerbt, auch war er noch jung und hervorragenden Geistes, so daß man das Größte von ihm hoffen konnte. Ein solcher Kaiser wie dieser war seit Jahrhunderten in Deutsch-

land nicht gesehen; sein Reich war schon ein Weltreich, ohne daß er die Hand darum zu rühren brauchte, und den einzigen Monarchen Europa's, der es wagen durfte, sich ihm zu widersetzen, den König Franz I. von Frankreich, gründlich zu demütigen, bereitete er sich eben vor. Freilich der Schwerpunkt dieser Weltmonarchie lag gewiß in Deutschland nicht.

Mit großen Verheißungen wurde der junge Kaiser auf dem Zuge zu seinem ersten Reichstage in Worms begrüßt, wenn er im Sinne des deutschen Volkes sich an die Spitze der Bestrebungen zur Entwicklung einer nationalen Kirche stellen wollte. Aber der neue Kaiser war nur ein Niederländer, kein Deutscher, wenn er auch aus einem deutschen Fürstenhause stammte, er verstand weder unsere Sprache, noch unsere Gedanken. Den inneren Bedürfnißen Deutschlands konnte er sich nie mit voller Hingebung widmen, er fühlte sich immer nur als der burgundische Prinz, der mit seinen anderen zahlreichen Kronen auch die höchste Würde in der Christenheit verband. Und selbst wenn er ein Verständniß der deutschen Bewegungen gehabt und sich ihrer hätte annehmen wollen, um sie zum Siege zu führen, er hätte es nicht gekonnt. Spanien, das Land, welches ihm vorzugsweise die Macht in die Hand gab, war durch die jahrhundertelangen Kriege mit den muhamedanischen Mauren mehr als ein anderes Land Europa's in seiner Anhänglichkeit gegen den Katholicismus, wie er sich im römischen Pabstthume darstellte, gekräftigt und hatte auch weniger als die anderen Länder den Druck der römischen Curie empfunden. Schon nicht gern hatten die Spanier es gesehen, daß ihr König zum Kaiser gewählt wurde, weil sie dadurch in die Stellung eines abhängigen Nebenlandes zu kommen fürchteten; jede Hinneigung Karls zu den reformatorischen Bewegungen Deutschlands aber mußte sie mit Argwohn gegen die Rechtgläubigkeit desselben erfüllen, und wenn derselbe sich gar an die Spitze solcher Bestrebungen gestellt hätte, die direct gegen das Oberhaupt der rechtgläubigen Kirche gerichtet waren, so hätte das in Spanien zu schlimmen Dingen führen können. Es war ein Unglück für Deutschland, daß in diesem Augenblicke nicht ein Fürst auf den Kaiserthron kam, der, frei von allen anderen Interessen, sich lediglich der nationalen Sache Deutschlands widmen konnte. Karl konnte dies nicht und dachte übrigens, wie schon gesagt, auch nicht daran.

Karls Pläne waren dieselben, wie sie sein Großvater Maximilian sein Lebtage mit sich herumgetragen, aber wegen Mangel an ausreichenden Hülfsmitteln nie zur entschiedenen Ausführung hatte bringen können. Er wollte seinem Hause die unbedingte Herrschaft in Europa verschaffen und zu diesem Ende vorerst das ebenfalls kühn aufstrebende französische Königshaus, mit dem das Haus Burgund obenein seit lange verfeindet war, demütigen. Der Reformation war Karl persönlich nicht geneigt, aber es war zu befürchten, daß das Pabstthum, besorgt um seine eigene Macht-

stellung, sich bei dem voraussichtlichen Kriege auf die Seite Frankreichs schlagen würde, da kam dem Kaiser die deutsche Bewegung denn ganz erwünscht. Aehnlich, wie es sein Großvater Maximilian ins Auge gefaßt hatte, suchte er dieselbe auszunutzen, um einen Anschluß des Pabstes an Frankreich zu verhindern. Indem er nun seine Stellung zu derselben vor der Hand unbestimmt ließ, gelang es ihm auch wirklich, den Pabst aus Furcht vor einer Begünstigung der Reformation durch den Kaiser zum Abschluße eines Bündnißes zu bewegen, nach welchem dieser seine Partei gegen Frankreich nahm und Karl sich zur Vernichtung der Ketzer in Deutschland verpflichtete. Nachdem dies Bündniß am 8. Mai abgeschloßen war, wurde Luther am 26. Mai 1521 auf dem Reichstage zu Worms in die Acht erklärt. Zu einer ernstlichen Unterdrückung der religiösen Bewegungen in Deutschland kam es freilich damit doch nicht; denn zunächst war der Kaiser durch seinen Krieg gegen Franz I. von Frankreich zu sehr in Anspruch genommen und mußte die Sache in Deutschland gehen laßen, wie sie eben wollte. Vielleicht ist es ihm aber auch noch gar nicht so sehr Ernst damit gewesen, weil er besorgte, daß der Pabst nach wirklicher Beseitigung dieser drohenden Gefahr sofort gegen ihn für Frankreich Partei ergreifen würde. Obenein war auch die Sache so gar leicht nicht; denn in Deutschland waren dem Kaiser bei seinen Unternehmungen vielfach die Hände durch die Fürstenmacht gebunden, und bei einem ernstlichen Vorgehen gegen die Reformation konnte er mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß die Nation sich auf die Seite der dieselbe vertheidigenden Fürsten stellen würde.

Wie sehr er mit seiner Besorgniß hinsichtlich der Treue des Pabstes Recht hatte, zeigte sich alsbald; denn als Karl nach der gänzlichen Niederlage Franz I. in der Pavierschlacht mehr freie Hand in Deutschland bekam, da war doch die Angst des Pabstes vor der kaiserlichen Uebermacht schon so groß geworden, daß er trotz der deutschen Verhältniße Franz I. von seinen geleisteten Eiden entband und bald vereint mit ihm dem Kaiser gegenüber im Felde stand. Es versteht sich von selbst, daß nun da auch an keinen rechten Eifer zur Vernichtung der Feinde des Pabstthums in Deutschland bei dem Kaiser zu denken war, wenn er gleich Anstand nahm, ihre Sache zu der seinigen zu machen. Hatte nun Karl gelegentlich mit Frankreich Frieden gemacht, so drängte im Osten schon wieder ein anderer, fast noch schlimmerer Feind, der Großtürke, und er mußte alle möglichen gelinden Saiten im Reiche aufziehen, um nur den nötigen Beistand an Truppen zur Abwehr desselben zu erhalten; denn auch hier handelte es sich, wenn auch mit um Sicherheit des Reiches, doch vorzugsweise um Erhaltung habsburgischer Hausmacht, da Karls Bruder Ferdinand König von Ungarn und Böhmen geworden war. So ließen also den Kaiser die auswärtigen Verhältniße und zwar sein Lebenlang nicht dazu kommen,

die reformatorischen Bewegungen in Deutschland ernstlich zu unterdrücken; dazu aber, sich an die Spitze derselben zu stellen und sie zum Heile unseres Vaterlandes zum Siege zu führen, war er wieder auch nicht der geeignete Mann und hätte dies auch aus Rücksicht auf seine außerdeutschen Unterthanen nicht gekonnt, selbst wenn er dazu geeignet gewesen wäre und es gewollt hätte.

Ohne Einfluß auf die Entwickelung der politischen Verhältniße Deutschlands und auf die Stellung des Kaiserthums konnte die Reformation auf keinen Fall bleiben. Wie sie unter Umständen, wenn das Kaiserthum ihre Sache zu der seinigen gemacht hätte, demselben eine neue nationale Grundlage gegeben und es zu einer neuen Machtentfaltung geführt haben würde, so mußte dasselbe dadurch, daß es die Sache des Pabstthums zu der seinigen machte, auch noch den letzten Halt bei der Nation verlieren und seiner gänzlichen Auflösung entgegengeführt werden, wenngleich dieser Auflösungsprozeß auch nur allmählich vor sich ging. An und für sich war die Reformation der weltlichen Herrschaft viel günstiger als das Pabstthum; sie sah in der weltlichen Obrigkeit so gut eine göttliche Institution als in der kirchlichen, sie führte in ihren Folgen den protestantischen Herrschern durch die Einziehung der geistlichen Stiftungen einen Machtzuwachs zu, der allein denselben im Laufe der Zeit es immermehr möglich machte, sich auch von der Beschränkung durch die Stände loszulösen und ihre Herrschaft zu einer vollständig absoluten zu machen. So wurde Dänemark durch die von seinen Königen eingeführte Reformation zu einer absoluten Monarchie, so erhob sich auch das schwedische Königthum aus denselben Ursachen zu einem ganz bedeutenden Ansehn, und in England waren die Herrscher nie selbständiger gewesen, als es Heinrich VIII. und Elisabeth durch die Gründung einer englischen Nationalkirche wurden. In Deutschland blieben diese Vortheile, welche die Reformation bot, auch nicht unbemerkt; was das Kaiserthum verschmähte, das ergriffen die Reichsfürsten mit Begierde, und die Bewegung, welche sich anfänglich gegen sie mitzuwenden drohte, kam nun fast ausschließlich gerade ihnen zu Gute. Wenn auch mancher deutscher Fürst aus inniger Ueberzeugung sich der neuen Lehre Luthers anschloß und bereit war, Gut und Blut dafür einzusetzen, so mochte doch auf viele derselben auch die in Aussicht stehende Machtvergrößerung einen bedeutenden Reiz ausüben. Es war doch gar zu verlockend, ganze große Territorien, welche bisher unter geistlicher Herrschaft gestanden hatten, seinem Lande zufügen zu können, und mit den bedeutenden Reichthümern der Klöster und sonstigen kirchlichen Stiftungen ließ sich auch schon manches durchführen, was man bis jetzt wohl hatte unterlaßen müßen. Auch die Stellung der Fürsten zu dem Kaiser, die bis dahin schon eine ziemlich unabhängige gewesen war, wurde durch die Reformation noch selbständiger. In den außerdeutschen, zum Pro-

testantismus übergetretenen Ländern konnte der Kaiser nun schon von selbst kein anderes Ansehn mehr beanspruchen, als das, welches dem Oberhaupte der deutschen Nation zukam, seine Stellung als weltlicher Herrscher der Christenheit war auf immer dahin, so gut wie die Einheit derselben; denn wenn auch die Evangelischen noch den Glaubenssatz von einer allgemeinen Kirche in ihren Bekenntnißen festhielten, so verneinten sie doch ausdrücklich, daß diese Einheit sich auch äußerlich darstellen müße. Wie daher der Pabst den außerdeutschen protestantischen Fürsten im günstigsten Falle nur der Herrscher des Kirchenstaates blieb, so der Kaiser der Herrscher des deutschen Reiches. Und auch bei den deutschen Fürsten konnte der letztere im Grunde genommen nichts weiter sein, als ihr oberster Lehnsherr. Da diese Oberlehnsherrschaft aber schon vor der Reformation, wie wir gesehen haben, auf sehr schwachen Füßen stand, die kirchlichen Streitigkeiten außerdem noch manche Veranlaßung darboten, wo man Gott mehr gehorchen mußte als dem Kaiser, so konnte es nicht ausbleiben, daß dieselbe immer mehr zu einem bloßen Schatten zusammenschrumpfte. Die nicht unbekannte und immer drohender hervortretende Feindschaft des Kaisers gegen die Reformation führte auch bald zu großer Gereiztheit der Protestanten gegen denselben und zu Widerwilligkeiten gegen seine Verordnungen, die endlich in offenen Kampf ausarteten. Noch lähmte das Gefühl, die gelobte Treue gegen den Kaiser zu verletzen, die Thatkraft der protestantischen Fürsten im schmalkaldischen Kriege und führte ihre Niederlage herbei; als aber Moriz von Sachsen keck alle bisherigen Schranken durchbrach und im Bündniße mit Frankreich sich gegen das Oberhaupt des Reiches erhob, da war es um den letzten Rest deutscher Einheit geschehen. Nun verzweifelte auch Karl V. an der Durchführung seiner Lebensaufgabe und suchte die Einsamkeit des Klosters.

Was im Passauer Vertrage schon als selbstverständlich vorausgesetzt war, daß nemlich jeder einzelne Fürst des Reiches das Recht habe, auf eigene Hand Bündniße zu schließen mit auswärtigen Mächten, ja Krieg zu führen, wenn es sein müßte, auch gegen den Kaiser, das stellte der westfälische Frieden schwarz auf weiß fest und gab somit den einzelnen Landesherren in Deutschland die volle Souveränität. Die Verclausulirung, daß jene Bündniße nicht zum Schaden des Reiches sein sollten, hatte so gut wie nichts zu bedeuten; denn es verstand sich ja allemal von selbst, daß solche Bündniße nur zu des Reiches Bestem geschloßen wurden, damit des Reiches Freiheit nicht zu Grunde gehe. Nun war es mit dem Kaiserthume und dem deutschen Reiche gründlich vorbei; ein Herrscher über ungefähr dreihundert Fürsten, die ebenso selbständig waren wie er selbst, und ein Bund, der einem jeden Gliede vollständig frei ließ, was es thun und laßen wollte, das war das heilige römische Reich deutscher Nation. Etwas ähnliches von monströser politischer Verfaßung hat etwa

nur das weiland polnische Reich mit seinen sprichwörtlich gewordenen Reichstagen aufzuweisen. An eine Beßerung aber war gar nicht mehr zu denken. Noch einmal und zum letzten Mal hatte das Kaiserthum eine Stellung im Reiche, als es unter Ferdinand II. durch die Horden Wallensteins und Tillys Furcht und Entsetzen bei Fürsten und Völkerschaften Deutschlands verbreitete, noch einmal hatte selbst da der römische Bischof in banger Sorge über die Erfolge dessen, der für die Sache des Pabstthums Elend und Verderben über die Gauen seines eigenen Reiches ausgoß, eine Erinnerung an die Zeit der alten, Päbste ein und absetzenden Kaiser bekommen und in solcher Sorge sogar den Waffen des schwedischen Ketzerkönigs Glück und Heil gewünscht; aber seine Angst war unnötig gewesen; mit der Kaiserherrlichkeit war es ein für allemal vorbei, damit aber auch mit der deutschen Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Deutschland war seit jener Zeit der Tummelplatz für fremde Völker, und es ist fast keine Nation Europas, die nicht auf unserem vaterländischen Boden ihre Schlachten geschlagen und ebenso unserem Volke das äußerste zu bieten gewagt hat, von den Franzosen Louis XIV. an bis auf die Dänen unserer Tage. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, alle die Schmach zu erzählen, welche unserem Volke angethan worden seit jenem Tage, wo mit der ausgesprochenen Selbständigkeit und Freiheit seiner Fürsten seine Selbständigkeit und Freiheit dahinsank; denn wir schreiben nur eine Geschichte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation.

Eigentlich wären wir nun am Ende mit unserer Aufgabe; denn wenn nicht eher, so hat doch wenigstens mit dem westfälischen Frieden das heilige römische Reich deutscher Nation das Zeitliche gesegnet; aber leider hat man da den todten Leichnam noch einbalsamirt und als Mumie noch beinahe durch ein Paar Jahrhunderte fortgeschleppt. Noch eine ganze Weile gab es einen allezeit Mehrer des Reiches, an dessen Macht nichts mehr zu mindern war, noch recht lange lag jenes ungeheuerliche Machwerk von Reichsverfaßung auf dem deutschen Volke, das allen frischen Aufschwung deutschen Geistes hemmte und lähmte. Wer kennt nicht das Reichskammergericht, in dem sich die Prozeße durch wer weiß viel Decennien hinwälzten, gleich antidiluvianischen Ungeheuern und die Akten lavinenartig anschwollen; wer hat nicht von den Reichsarmeen gehört, die man malitiöser Weise auch wohl die Reißausarmeen nannte. Das heilige römische Reich war zuletzt zum Spott geworden, zum Spott nicht nur der Ausländer, sondern auch seiner eigenen Angehörigen; niemand wollte mehr recht von ihm wißen, und als der große Friedrich mit seiner Potsdamer Wachtparade die „elende“ Reichsarmee schimpflich auseinander jagte, da jubelten nicht nur die Preußen, sondern auch die Würtemberger und Badenser, obwohl sich ihre Soldaten selber mit unter den Davongelaufenen befanden. War es doch ein deutscher Fürst, der die mit den Franzosen

verbundenen Reichstruppen in die Flucht geschlagen hatte, und eine deutsche Armee, die endlich, nach langer Zeit, einmal wieder die vaterländischen Waffen zu Ehren brachte. So lange hatte man nur Schimpf und Schande oder höchstens bitteren Mißmuth und getäuschte Hoffnung mit heimgebracht aus den Kriegen Deutschlands mit den übermütigen Nachbaren, und das lediglich wegen der Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit des Reichsregiments. Ja, dieser Unwille gegen das nunmehrige Reich und seine Verfaßung, der zumeist durchaus gerechtfertigt war, artete vielfach dahin aus, daß man ihn nun auch auf das frühere Kaiserthum ausdehnte, was zumeist durchaus ungerechtfertigt war. Begünstigt wurde dieser Unwille noch durch die allgemeine Aufklärung, welche sich der Zeit bemächtigt hatte; sie sah an und für sich schon mit Grauen und Entsetzen auf das Mittelalter und alles, was ihm entstammte; aus jener dunkeln, finstern Zeit aber stammte ja gerade das heilige römische Reich deutscher Nation. Gott Lob und Dank, hieß es bei ihr, wenn man erst den letzten Ueberrest los ist; ein solcher Ueberrest aber war nach der Meisten Meinung auch das heilige römische Reich deutscher Nation. Noch dazu kam, daß man mit der Aufklärung zugleich den Kosmopolitismus auf seine Fahnen geschrieben hatte; Nationalgefühl galt vielen schon an und für sich für Bornirtheit; was sollte man nun erst mit dem deutschen Nationalgefühl, mit dem Gefühl, zu einer Nation zu gehören, die seit beinahe zwei Jahrhunderten von allen anderen Nationen Europas mit Füßen getreten und zum Spielball ihrer Gelüste gemacht war! Kurz, es war die höchste Zeit, als der korsische Franzosenkaiser mit seinem Rheinbunde traurigen und schmachvollen Andenkens endlich dem heiligen Reiche ein Ende machte, und mit Franz II. die Reihe der allezeit Mehrer ein Ende hatte!

Wie es aber in Deutschland mit so manchem anderen, Menschen und Dingen, ergangen ist, daß sie nemlich erst sterben mußten, bevor sie zu Ehren kamen, so ist es auch mit dem heiligen römischen Reiche ergangen. So verachtet und geschmäht es in der letzten Zeit seines Lebens gewesen war, so verherrlicht und gelobt wurde es nun nach seinem Tode. Ganz natürlich, so lange hatte man ihm die Schuld alles Elendes und aller Jämmerlichkeit im deutschen Volke aufgebürdet; nun war es todt, aber das Elend und die Jämmerlichkeit blieb, und die Schmach und Schande Deutschlands wurde alle Tage größer; da mußte es denn doch nicht allein die Schuld davon gehabt haben. Ja, als nun Deutsche unter den Fahnen des Eroberers gegen Deutsche zu Felde zogen, als jedes nationale Band gänzlich zerrißen war, da fing man bald an das alte Einheitsband des heiligen Reiches zu feiern, und man begeisterte sich dafür mehr, als man Grund hatte. Jetzt kam die Zeit, wo man nichts herrlicheres kannte in der ganzen großen Menschheitsgeschichte, als die Idee, welcher das heilige römische Reich deutscher Nation sein Dasein verdankte; wo man von

keinem Nachtheile desselben für die politische Entwickelung unseres Volkes mehr wußte, wo man jeden, der nicht mit einstimmen konnte in solche Begeisterung, für einen nüchternen Verstandesmenschen und wer weiß, was sonst noch, erklärte. Die Befreiung unseres Vaterlandes von dem Joche der Franzosenherrschaft steigerte die Begeisterung noch, und als statt der von vielen erhofften Wiederherstellung des Kaiserthums ein Bundestag mit ähnlichen Einrichtungen wie die weiland Reichstage aufgerichtet wurde, da wurde die Begeisterung bei vielen fast zum Cultus. Alles, was zum Untergange des Kaiserthums beigetragen hatte, gerieth in Acht und Bann; selbst die Reformation, diese aus ächt nationalem deutschen Geiste hervorgegangene Bewegung, wurde auf das heftigste angefeindet, weil sie mit geholfen hatte an der Auflösung der kaiserlichen Macht, und zwar nicht nur von katholischen, sondern selbst von protestantischen Schriftstellern. Daß das Kaiserthum eine ursprünglich nicht deutsche Institution gewesen war, das wußte man nicht oder wollte es nicht wißen; daß durch dasselbe die nationale Consolidirung des deutschen Volkes nicht sowohl gefördert, als gehemmt worden war, das bedachte man nicht; man sah in ihm nur das einheitliche Band, welches alle deutschen Stämme zusammengehalten hatte, und erkannte nicht, daß ein solches Band schon vor dem Kaiserthume in dem deutschen Königthume Heinrichs I. auch vorhanden gewesen war. Man hielt es zumeist für ein Kaiserthum, wie es Frankreich unter Napoleon gehabt und Rußland und Oestreich noch jetzt hatte, eine Königsherrschaft, welche von den alten römischen Imperatoren nur den Namen entlehnte, während doch das heilige römische Reich deutscher Nation seiner Idee nach ganz etwas anderes war und sein wollte. Den theokratisch-universalistischen Charakter des alten Kaiserthums erkannten die Meisten nicht, sonst würden sie wohl kaum sich so gewaltig dafür begeistert haben; das Kaiserthum, was sie ersehnten und was noch heute viele ersehnen, ist nichts anderes als das alte deutsche Königthum, was sich um alle Länder und Völker deutscher Zunge schlingen und der politischen Ohnmacht und Zerfahrenheit unseres Vaterlandes ein Ende machen soll. Ob diese Sehnsucht sich erfüllen, ob das deutsche Volk die Stellung unter den Völkern Europas einnehmen wird, die ihm von Rechtswegen gebührt, wer will das sagen! Daß das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit in den deutschen Stämmen stärker geworden sei, als es seit hunderten von Jahren gewesen, das durfte bis vor Kurzem niemand anzuzweifeln wagen, ohne sich der Gefahr einer moralischen Steinigung auszusetzen; Bündniße deutscher Fürsten mit ausländischen Herrschern gegen Deutsche waren lange in das Reich der Unmöglichkeit verwiesen, und wer etwa, um die Einigung Deutschlands zu verhindern, an einen neuen Rheinbund denken wollte, der wurde sofort, ob hoch oder niedrig, zu Boden geschmettert.

Das Jahr 1866 hat vieles geändert. Es hat zunächst dem deutschen Volke gezeigt, wie noch immer eine Möglichkeit vorhanden ist, statt der erträumten Einheit Deutschlands eine wirkliche zu gewinnen; es hat aber auch zum andern offenbar gemacht, daß die alten bösen Geister, welche die Zwietracht geschürt und die Ohnmacht dauernd gemacht haben, noch lange nicht gebunden sind, sondern noch eine große Gewalt besitzen. Der Weg zur deutschen Einheit ist gefunden, ist betreten; die Zukunft kann in ihrem Schoße für das deutsche Volk nur noch zweierlei haben, entweder die erste Stelle unter den Nationen Europas oder das Schicksal Polens.

Osterburg. G. Doeger'sche Hof-Buchdruckerei.

In demselben Verlage erschien ferner und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Provinzialkalender

für

für die evangelischen Geistlichen der Provinz Sachsen,

insbesondere für die Geistlichen und Lehrer des Regbez. Magdeburg und der Grafschaft Wernigerode.

Mit Benutzung amtlicher Quellen redigirt und herausgegeben von **H. Haase.**

Zweiter Jahrgang. Preis 15 Sgr.

Pfarr=Almanach

oder

Amtskalender

für die Kirchenpatrone, Geistlichen und Predigtamts=Candidaten der Provinz Sachsen, der Grafschaften Wernigerode, Roßla und Stolberg.

Mit Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben von

H. Haase, Pastor in Königsmark, und **Heinrich,** Consistorial=Secretair in Magdeburg.

Dritter Jahrgang. Preis 20 Sgr.

Desgleichen.

Vierter Jahrgang für 1868 und 1869.

Preis 1 Thlr.

Osterburg. G. Doeger'sche Hof=Buchdruckerei.

Bonath, C. A.

Das heilige römische Reich deutscher Nation

Osterburg 1868